

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Mehr Licht !

Varchmin, Friedrich Wilhelm von

Köstritz, 1889

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-403

Ncl
23988

~~Fontane Schule
Lehrerbücherei~~

~~Abt.: GA Nr. 12~~

Höchst reaktionär

F 222.

L. - B.



~~Eigentum
der Fontaneschule
zu Neuruppin~~

1822

Mehr Licht!

Beiträge zur Geschichte des Berliner Straßen-
kampfes am 18. März 1848.

—♦♦♦—
Von

Friedrich Wilhelm v. Marchwin,
Königl. Preuß. Lieutenant a. D.

„Sine ira et studio.“



—♦♦♦—
Eigentum
der Fontaneschule
zu Neuruppin

Köstritz.

Im Verlage des Verfassers.

1889.

Nd
23 98



1953/363



~~1951/1514~~

Vorbericht.

Die vorliegenden Blätter verfolgen ausschließlich den Zweck, zur Schlichtung von Streitfragen zu dienen, die sich, aus Anlaß einer Aeußerung des Fürsten Bismarck über die Zurückziehung der Truppen aus Berlin am 19. März 1848, theils zwischen einzelnen Personen, theils innerhalb der Tagespresse, erhoben hatten.

Ich zähle zu den noch lebenden Augenzeugen der Berliner Märzereignisse im Jahr 1848; ich habe scharf zu beobachten verstanden und bin in meinem Streben nach dem „Erkennen der wahren Ursachen vieler Dinge“ auch von mancherlei glücklichen Zufälligkeiten wesentlich unterstützt worden. Deshalb erachtete ich es für Pflicht, mit meinem Wissen über Vorgänge aus jenem weniger dank- als fluchwürdigen und närrischen Jahr 1848 nicht zurückzuhalten, von dem der schwer geprüfte König Friedrich Wilhelm IV. in seiner Ansprache an die im Königlichen Schlosse in Berlin versammelten Mitglieder beider Kammern am 6. Februar 1850 so bezeichnend sagte, „daß die Treue werden-

der Geschlechter wohl mit Thränen, aber vergebens wünschen wird, es aus unserer Geschichte hinauszuringen.“

Ich begann mit meinen aphoristischen Mittheilungen bereits im April dieses Jahres, wurde aber in meiner Arbeit durch längere Krankheit unterbrochen, andererseits auch zu einer mehrmaligen Umarbeitung derselben, wenigstens in ihrem ersten Theile genöthigt. Es lag zwar nicht in meiner Absicht, das Urtheil des Fürsten Bismarck über das Verhalten des ehemaligen Ministers v. Bodelschwingh während der Märztag 1848 anfechten oder entkräften zu wollen; dennoch aber durfte ich dasselbe nicht ganz ignoriren, da einmal es doch mittelbare Veranlassung gegeben hatte, meine Kenntnisse über die genannte Epoche zu veröffentlichen, andererseits aber auch nicht unanfechtbar war. Im Laufe der Monate April und Mai dieses Jahres bin ich nun ganz und gar der Mühe überhoben worden, meine Ansichten über das Verhalten des Ministers v. Bodelschwingh in den Märztagen 1848 auszusprechen und zu begründen, da ich nur Wort für Wort von dem unterschreiben könnte, was der Sohn des Genannten, Oberforstmeister z. D. v. Bodelschwingh in Bückeburg sowohl, wie Gymnasial-Direktor Dr. Jäger in Cöln und Andere zur Rechtfertigung des Ministers v. Bodelschwingh veröffentlicht haben. Die Schilderung der Berliner Märzereignisse 1848 in dem von mir herausgegebenen Buche „Aus meinem Leben“ entspricht genau den Mittheilungen, die Minister

v. Bodelschwingh bald nach dem Straßenkampfe in Berlin schriftlich gemacht hat; sie gründet sich auch theilweise auf mündliche Neußerungen, die der Genannte mir gegenüber machte, als ich im Frühjahr 1849, nur wenig über ein Jahr nach jenem Ereigniß, die Ehre hatte, ihn auf einer Reise von Naumburg a. S. nach Berlin persönlich kennen zu lernen und den ganzen genannten Weg in einem Eisenbahncoupé mit ihm zurücklegen zu dürfen. Als ein Zeichen meiner Liebe und Verehrung gegen ihn, wolle der geehrte Leser geneigtest seinen am Schluß des 1. Artikels dieser Schrift veröffentlichten Brief ansehen, der es wohl werth ist, der Vergangenheit entrisen zu werden, um gegenwärtigen und werdenden Geschlechtern als ein Muster von Königs- und Vaterlandsliebe voranzuleuchten. Ich entschloß mich zum Abdruck dieses sorgsam von mir gehegten Dokuments erst dann, als, in Betreff der Identität seines Verfassers mit dem Minister v. Bodelschwingh, die gewünschte Bestätigung mir durch den bereits erwähnten Sohn des Ministers geworden war.

Nach dem Gesagten genügt es nun vollständig, wenn ich über das Verhalten des Ministers v. Bodelschwingh in den Märztagen 1848 bloß die Stimmen der Presse für und gegen ihn citire. Es wird sich daraus ein Jeder das richtige Urtheil zu bilden vermögen. Die christlichen und rein menschlichen, namentlich aber die patriotischen Tugenden des Ministers v. Bodelschwingh, sind erhaben

über jeden Zweifel; schon als Jüngling hatte er in den Befreiungskriegen reiche Gelegenheit gefunden, seine Liebe zu König und Vaterland zu bethätigen! Daran hat auch unser großer, wahrheits- und gerechtigkeitsliebender Kanzler nicht zweifeln wollen, als er sich in seiner bekannten jovialen Weise über den „Civilisten Bodenschwingh“ äußerte! Und nur eine übelwollende Presse hat den Worten des Fürsten Bismarck eine Deutung zu geben versucht, die seinerseits nicht beabsichtigt gewesen sein kann. Minister v. Bodenschwingh war, um ein bekanntes Wort des Fürsten Bismarck anzuwenden, neben dem Kultusminister Eichhorn, den man der großen Masse des Volkes als völlig abgeneigt jeder freieren Richtung in Wissenschaft und Kunst hinzustellen versuchte, bis zum 18. März 1848 der bestgehaßte Minister; das erklärt denn auch das Verhalten eines Theiles unserer Presse ihm gegenüber, nachdem jene Aeußerungen des Fürsten Bismarck bekannt geworden waren.

Unserem Kanzler ergeht es gerade so wie mir und vielen anderen Patrioten, die Augenzeugen waren jener wüsten Märztage in Berlin. Jeder Märzmonat ruft Erinnerungen wach, die ein wahres Preußenherz nur mit Unwillen und Ekel erfüllen können. Hätte es sich am 19. März 1848 bloß darum gehandelt, Preußen eine Verfassung zu verleihen, so wäre das noch nicht das größte Unglück gewesen, das die Monarchie treffen konnte. Kaiser Nikolaus erklärte zwar einmal einem englischen Gesandten an seinem Hofe

gegenüber: er vermöge wohl zu begreifen, daß eine republikanische Verfassung ein Land glücklich machen könnte, nimmer aber ließe sich das denken bei einer Constitution; ich meine aber doch, daß auch ein constitutioneller Staat glücklich sein kann, sobald nur Licht und Schatten zwischen den zwei Gewalten richtig vertheilt ist und der Landesherr diejenige Machtfülle beibehält, die ihm nach dem Willen Gottes zusteht. — Die Verfassung hätte uns aber kommen müssen aus freier Entschliezung unseres Königs! Erst hätte der künstlich ins Werk gesetzte Aufruhr ernst und blutig niedergeschlagen werden müssen! Daß letztes nun aber nicht geschah, vielmehr das kampfbereite, überall siegreich gewesene Militär, das nur nöthig gehabt hätte, zu einem letzten entscheidenden Schlage auszuholen, um das kämpfende Gefindel völlig zu vernichten, das Feld räumen mußte — diese Umstände sind es vorzugsweise, die das Herz jedes Patrioten bei der Wiederkehr der Märztage schmerzlich bewegen. Ich für meine Person werde jenes unheilvolle Ereigniß, nämlich die Zurückziehung des Militärs, wodurch sogar das Leben unseres geliebten Königs Friedrich Wilhelm IV. in die augenscheinlichste Gefahr gerieth, die gesammte Monarchie aber in ein wüstes Chaos versetzt wurde, verwünschen, so lange ich meine Lippen zu öffnen vermag! —

Unter allen Begebenheiten von hervorragender Bedeutung, die sich während der letzten fünfzig Jahre unseres Säkulums theils im Staatsleben, theils in meinem eigenen wechsel-

VIII

vollen Dasein vor meinem leiblichen Auge vollzogen, haben keine den innersten, reinsten Kern einer Menschennatur so unmittelbar getroffen, sind keine in meiner Erinnerung so lebendig geblieben, wie jene schmachvollen Berliner Märzereignisse! Und da nun, trotz der vielen über die Geschichte der Jahre 1848 und 1849 geschriebenen Zeitungsaufsätze und Bücher, gleichwohl der Mann noch nicht geboren sein dürfte, der mit klarem, weltüberschauenden Blick alle Ereignisse, alle inneren Zusammenhänge, jener so wandelbaren und gewaltigen Epoche ohne jedes Vorurtheil, ohne jede partiische Befangenheit, der Nachwelt vorzuführen vermöchte, geleitete er uns auch nur auf die hervorragendsten Schauplätze, wo Kampf und Entscheidung sich vollzogen haben, so tritt, meine ich, an die noch lebenden Augenzeugen jener Tage die Verpflichtung heran, dem zukünftigen Meister in der Geschichtsschreibung sein Werk zu erleichtern durch Aufzeichnung und Schilderung dessen, was sie damals im Strudel gewaltiger Bewegungen erlebt, mit eigenen Augen gesehen oder von Personen, deren Glaubwürdigkeit nicht anzuzweifeln ist, vernommen haben.

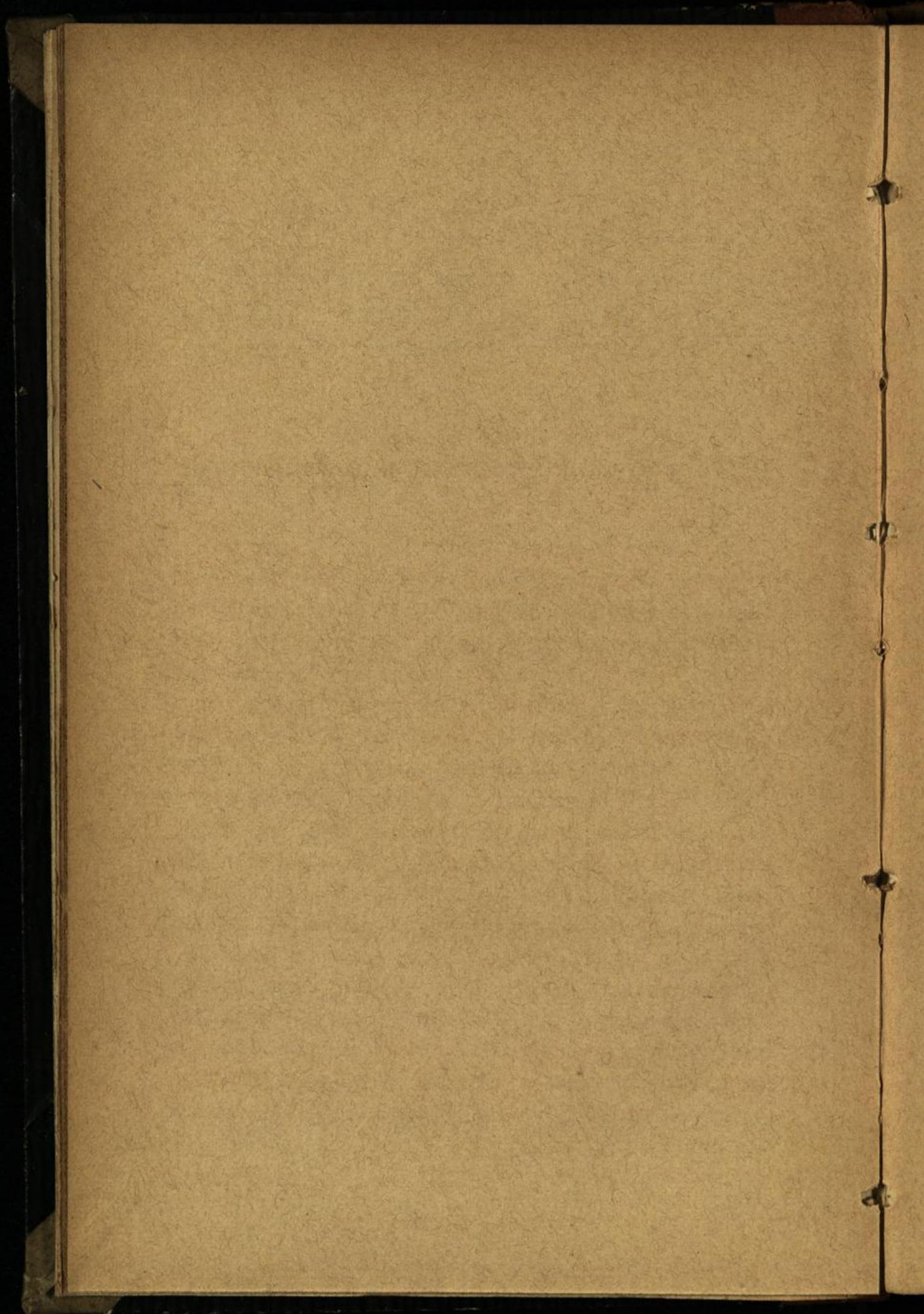
So mögen denn die nachfolgenden Skizzen eine wohlwollende Aufnahme finden! Sie richten sich vorzugsweise auf die Beantwortung der Fragen über die Entstehung der Berliner Straßenmeute und über die Elemente, welche sich an ihr betheiligten, sodann aber, wie die Räumung der Straßen und Plätze, des königlichen Schlosses und der

IX

Schloßwache seitens des Militärs zu erklären ist? Keinem zu Liebe, Niemandem zu Leide entworfen, dürfen die vorliegenden Blätter als ein Spiegelbild dessen betrachtet werden, was ich in jener denkwürdigen Zeit erlebt und gesehen, theilweise aber auch gehört habe.

R ö s t r i c h , im Juli 1889.

W. v. Barchmin.



I.

Preßstimmen pro et contra v. Bodelschwingh.

Nach dem Bericht der „Köln. Ztg.“ über jene parlamentarische Gesellschaft beim Fürsten Bismarck sollte dieser in einer Erinnerung aus dem Jahr 1848 seinen Gästen die Mittheilung gemacht haben, daß der Befehl zum Rückzug der Truppen am 18. März vom damaligen Minister v. Bodelschwingh veranlaßt worden sei. Es wurden daran einige Bemerkungen über den „Civilisten“ v. Bodelschwingh geknüpft, die nicht eben wohlwollender Natur waren. Der älteste Sohn des verstorbenen Ministers, Oberforstmeister z. D. v. Bodelschwingh in Bückeburg, hat mit Bezug hierauf folgende Erklärung erlassen: „Die Angaben, welche Fürst Bismarck über die Thätigkeit des Ministers Bodelschwingh bezüglich des Erlasses einer Proklamation und des Befehls zur Zurückziehung der Truppen gemacht haben soll, sind vollständig unwahr. Dem Minister Bodelschwingh konnte nichts ferner liegen, als den Befehl zum Ausmarsch der Truppen zu veranlassen. Die Proklamation „An meine lieben Berliner“ hat er so wenig „durchgesetzt“, daß er von der Niederschrift derselben durch den hochseligen König Friedrich Wilhelm IV., welche in der Nacht vom 18. auf

den 19. März 1848 erfolgte, erst erfuhr, als sie ihm durch den König übersandt wurde."

* * *

Die „Köln. Ztg.“ erhielt gegenüber diesem Dementi des Sohnes des früheren Ministers v. Bodelschwingh ihre Angaben aufrecht, indem sie sich auch auf Bunsen, Stahr, Reichensperger und Rudolf Strak berief. Durch mehrere Zeugen wurde ihr bestätigt, daß Fürst Bismarck den Hergang wie folgt geschildert hatte: General v. Brittwitz sei wenige Tage nach dem 19. März zu Herrn v. Bismarck gekommen und habe ihm erzählt, Herr v. Bodelschwingh habe ihm, dem General v. Brittwitz gegenüber, die fragliche Proklamation benutzt, um ihn zur Räumung des Schloßplatzes zu nöthigen. Herr v. Bodelschwingh habe seine Forderung mit dem Bemerken unterstützt, noch sei er Staatsminister und wisse wohl, was er amtlich zu thun habe. —

* * *

In der „Nordd. Allg. Ztg.“ wurde dem Oberforstmeister a. D. v. Bodelschwingh, da er die Mittheilungen des Fürsten Bismarck für vollständig unwahr erklärt hatte, folgendes entgegnet:

„Diese angebliche Berichtigung ist ihrerseits „vollständig unwahr.“ Sie bestreitet eine in zweifelloser Weise beglaubigte historische Thatsache. Dieselbe ist unter anderem festgestellt durch das ausführliche Zeugniß des Generals v. Brittwitz, welcher bald nach dem in Rede stehenden Vorgang bezeugt hat, Herr v. Bodelschwingh habe von ihm unter Vorzeigung der bekannten Proklamation des Königs „An meine lieben Berliner“ amtlich gefordert, den Schloßplatz

zu räumen. Als der General dies für militärisch unthunlich erklärte, habe Herr v. Bodelschwingh unter Verlesung des betreffenden Passus der Proklamation die Frage gestellt: „Ist der Schloßplatz ein öffentlicher Platz oder nicht? Da er es ist, fordere ich im Namen des Königs die Räumung, für die der König Sein Wort öffentlich gegeben hat. Noch bin ich des Königs Minister und habe es wohl „auswendig gelernt“, was ich als solcher zu thun habe.“ So war der vom General v. Brittwitz bekundete Wortlaut, wie noch heut durch Zeugen eidlich festgestellt werden kann. Daraufhin hat der General den Degen eingesteckt und den Platz verlassen.

Daß der Minister v. Bodelschwingh der Verfasser der Proklamation vom 18/19. März sei, hat niemand behauptet. Die ganze Fassung derselben spricht dafür, daß sie nicht aus einer bureaukratischen Feder kommt; aber Herr v. Bodelschwingh hat sie um 3 Uhr nachts in die Druckerei gebracht, und gegen 5 Uhr morgens den Bürgermeister Krausnick ersucht, für ihre Verbreitung Sorge zu tragen; an letzterer hat der Minister sich, wie man sagt, persönlich betheiliget, in dem er eigenhändig mit Thränen im Auge Exemplare der Proklamation an eine Pumpe geklebt hat. Bei der Forderung an General v. Brittwitz, die in der Proklamation enthaltene königliche Zusage auszuführen, hat nicht der ganze Inhalt der Proklamation Beachtung gefunden. In der Proklamation heißt es ausdrücklich: „Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg und entsendet an mich Männer voll des ächten, alten Berliner Geistes, mit Worten, wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch

Mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze so=gleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besatzung nur auf die nothwendigen Gebäude des Schlosses, des Zeughauses und wenig anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird.“

Die Räumung der Plätze war also der Begräumung der Barrikaden subordinirt. Als Herr v. Bodelschwingh den General v. Brittwig zur Räumung aufforderte, waren diese Bedingungen noch unerfüllt.

Der Sohn des Ministers v. Bodelschwingh kennt die Vorgänge von 1848 nicht aus eigener Wissenschaft, und wir zweifeln daher nicht, daß seine angebliche Berichtigung in gutem Glauben verfaßt ist. Es ist uns auch verständlich, daß er im Gefühl kindlicher Pietät seinen Vater vertritt. Allein die unhöfliche Form, in welcher die Berichtigung abgefaßt ist, entbindet uns von der Rücksichtnahme hierauf, und wir nehmen daher keinen Anstand, den wahren Sachverhalt hier nochmals zu konstatiren.

*

*

*

Eines der traurigsten Ereignisse in der Geschichte des preußischen Staates, schreibt Rudolf Straz zur Geschichte des 18. März 1848, der am 19. März erfolgte Abzug der Truppen aus der in voller Empörung befindlichen Hauptstadt Berlin, ist durch eine Aeußerung, welche, der „Kölnischen Zeitung“ zufolge, Fürst Bismarck jüngst bei einem parlamentarischen Diner fallen ließ, in die Erinnerung der Mitwelt zurückgerufen worden. Der Minister v. Bodelschwingh, sagte der Reichskanzler, habe den Abmarsch des Militärs durchgeseht. Besser wäre es gewesen, man hätte

den „Civilisten“ (v. Bodelschwingh) bis zur Beendigung des Kampfes in Arrest gehalten. In einem Schreiben an verschiedene Blätter tritt der Sohn des verstorbenen Staatsmannes, Oberförster a. D. v. Bodelschwingh, entschieden dieser Darstellung entgegen und stellt eine solche Auffassung als geradezu unmöglich hin.

Die Geheimgeschichte der Berliner Märztage wird wohl nie völlig gelöst werden. Doch seien hier zunächst einige unzweifelhaft feststehende Daten gegeben.

Am frühen Morgen des 18. März 1848 wurden von dem Ministerrath zwei Erlasse gegengezeichnet und alsdann veröffentlicht, welche den Vereinigten Landtag auf den 2. April einberiefen und mannigfache Reformen, namentlich eine gewisse Preßfreiheit und Aufhebung der Censur, bewilligten. Gleichzeitig aber bat v. Bodelschwingh um seine Entlassung, während die übrigen Mitglieder des Kabinetts sich zur Verfügung des Königs stellten.

v. Bodelschwingh war vom Morgen des 18. ab also nicht mehr offiziell Minister. Man unterhandelte zunächst mit dem Finanzminister a. D. Grafen v. Alvensleben, dann mit dem Staatsminister a. D. Grafen Arnim-Bohnenburg; dieser letztere erschien gegen halb zehn Uhr vormittags im Schlosse und erbat sich eine 24stündige Bedenkzeit. Thatsächlich hat am Nachmittage des 18. und in der Nacht vom 18. zum 19. März überhaupt kein Ministerium bestanden. v. Bodelschwingh war jedoch noch immer politisch thätig. Er konferirte morgens mit dem Bürgermeister Krausnick und veranlaßte es, daß kurz nach 12 Uhr mittags eine Abordnung der Stadtvertretung im Schlosse erschien. Er richtete inbezug auf die geplante Demonstration

vor dem Schlosse ein Schreiben an den Bürgermeister, in welchem es heißt: „Da gerade heut, wo sich vieles bei uns entwickeln dürfte, eine solche Demonstration höchst unangenehm wäre, so halte ich es für meine Pflicht, ihr möglichst entgegen zu wirken.“

Die Demonstration und im Anschluß daran das verhängnißvolle „Mißverständniß“ fand trotzdem statt. Kurz vor zwei Uhr nachmittags fielen auf dem Schloßplatze die beiden Schüsse, welche den Anstoß zum Beginn des Barrikadenkampfes gaben. Während dieser Zeit befand sich v. Bodelschwingh beim König und zeigte sich mit dem Bürgermeister Naunyn neben Friedrich Wilhelm IV. auf dem Balkon.

v. Bodelschwingh suchte auch jetzt noch Blutvergießen zu verhindern und ließ ebenso wie der General-Adjutant v. Neumann durch Plakate das Volk zur Ruhe ermahnen. Seine Mühe blieb vergebens; der Straßenkampf begann auf allen Punkten.

Gegen Mitternacht hatte sich derselbe dahin entschieden, daß die Truppen einerseits (Füsiliere 1. Garde-Regiments z. F. und Alexander-Grenadiere) vom Schlosse durch die Königstraße bis zum Alexanderplatz, andererseits 2. Infanterie-Regiment, je ein Bataillon 31. und 12. Infanterie-Regiments in der Friedrichstadt bis zur Leipziger Straße vorgezogen waren. Gleichzeitig hatten Abtheilungen des 2. Garde-Regiments zu Fuß die nördliche Friedrichstraße bis zum Dranienburger Thor besetzt und das 1. Garde-Regiment z. F. sowie Franz-Grenadiere das Kölnische Rathhaus und die vor demselben befindlichen Barrikaden in der Breiten Straße erstürmt. Vom Aufstand ergriffen

waren mithin nur noch die südliche Friedrichstadt, die Gegend östlich des Draniensburger Thores, das „Bogtland“ und einige Straßen jenseits des Alexanderplatzes. Daß man diese Barrikaden, wenn auch unter neuen Opfern, bewältigen konnte, mußte unzweifelhaft erscheinen.

Im Schlosse aber herrschte große Verwirrung. Rathgeber aller Art, wie Fürst Lichnowsky, v. Vincke, selbst Persönlichkeiten wie Stieber und Kellstab drängten sich an den König heran und bewirkten es, daß sich Friedrich Wilhelm IV., nachdem er drei Abordnungen empfangen, gegen 9 Uhr morgens zum Nachgeben entschloß. Die berühmte Proklamation „An Meine lieben Berliner“ hatte der Monarch bereits kurz nach Mitternacht niedergeschrieben, und allerdings wird in mehreren glaubwürdigen Quellen die Behauptung ausgesprochen, Herr v. Bodelschwingh habe selbst um drei Uhr nachts den Aufruf in die Druckerei getragen.

Jedenfalls war v. Bodelschwingh mit dem Abmarsch der Truppen einverstanden. Wir haben hierfür das Zeugniß des Verfassers einer ihrer Zeit vielgenannten Broschüre: „Die Berliner Märztage vom militärischen Standpunkt. Berlin 1850“, auf welche der Staatsminister Graf Arnim-Boitzenburg eine umfangreiche Entgegnungsschrift folgen ließ, ein Beweis, daß der anonyme Verfasser hohen Kreisen angehörte.

Es wird hier, S. 164, erzählt, daß zwischen den Ministern v. Bodelschwingh und Graf Arnim einerseits, den Generalen der Militärpartei andererseits, eine lebhafte Debatte über den Abmarsch der Truppen stattfand. „Eine hohe Person (der Prinz von Preußen ist gemeint) unter-

brach“, heißt es darin „den Minister mit den Worten: Schloß, Zeughaus, Schloßplatz, Lustgarten müßten doch besetzt bleiben. Herr v. Bodelschwingh aber erwiderte: die Ausdrücke Seiner Majestät seien bestimmt gewesen: von Straßen und Plätzen! Ein Mitglied der Bürgerdeputation schlug vor, man möge erklären: von den Straßen und öffentlichen Plätzen, unter letzteren wären Schloß und Lustgarten nicht verstanden. Minister v. Bodelschwingh rief jedoch in aufgeregtem, heftigem Tone: An einem königlichen Wort dürfe nicht gedeutelt werden! es sei der letzte Befehl, den er als Beamteter brächte.“

Soweit unser Gewährsmann. Der Abmarsch der eigentlichen Garnison erfolgte übrigens zum Theil erst am 20. und in der Nacht des 20. zum 21. März. Um diesen Zeitpunkt verließen erst das 2. Garde-Regiment, das Regiment Franz, die Garde-Schützen, Garde-Pioniere und die Artillerie die Hauptstadt.

Von dem politischen Schauplatz trat v. Bodelschwingh von da ab zurück. Unzweifelhaft hatte das System der Halbheit und Schwäche, welches am 18. und 19. März so unselige Früchte trug, an ihm einen Beförderer gefunden.

*

*

*

Gymnasial-Direktor Dr. Jäger schreibt der Kölnischen Zeitung:

„Da die Geschichte der verhängnißvollen Berliner März-tage in Verbindung mit dem Namen des Ministers v. Bodelschwingh neuerdings das Interesse Ihrer Leser beschäftigt hat, halte ich mich für berechtigt oder verpflichtet, der Redaktion ein ausführliches, eigenhändiges Schreiben des

Ministers vom 30. März 1848 zur Verfügung zu stellen, welches unter den Papieren des verstorbenen Geheimraths Gerd Eilers, an den es, wie es scheint, gerichtet war, in meinen Besitz übergegangen ist. Es verdient als eine werthvolle Quelle für die Geschichte jener Märztage in jedem Falle der Vergessenheit entrissen zu werden; der diskrete Gebrauch, den der Verfasser empfiehlt, kann jetzt, 41 Jahre nach den Ereignissen, meines Erachtens nur in rückhaltloser Veröffentlichung bestehen.“

Heyde bei Unna, den 30. März 1848.

Verehrtester Freund!

„Ihre beiden lieben Briefe vom 22. und 24. habe ich gestern hier in ländlicher Zurückgezogenheit, fern von dem Schauplatz der großen Begebenheiten, ja, ohne die geringste Verbindung mit denselben, erhalten. Ich bin völlig außer Stande, in den Gang der Ereignisse einzugreifen und habe auch nicht den Willen.

Ein Amt habe ich nicht und es ist von jeher mein Grundsatz gewesen, mich nicht vorzudrängen. Auch taue ich nicht zum Intriguiren (selbst im besten Sinne des Wortes). — Und wenn ein offener Kampf sich entspinnen sollte gegen äußere und innere Feinde, und ich die volle Ueberzeugung gewönne, auf welcher Seite das Recht sei, dann würde ich dieser Seite gern meinen Arm leihen und mit Freuden sterben.

Nicht weil ich einen Nutzen davon erwarte, sondern um Ihrer lebendigen Theilnahme willen an den Ereignissen, welche — so fühle ich — die preussische Geschichte auf eine höchst schmerzliche Weise geschlossen haben, will ich

Ihnen einige Rechenschaft über den Gang derselben geben, so weit ich kann. — Was ich sage, dürfen Sie — auf mein Wort — als die reinsten Wahrheit annehmen. Als nach der Pariser Revolution auch in Deutschland im Laufe weniger Tage ein Land nach dem andern seine unblutige Revolution machte, erkannte ich bald, daß auch bei uns entscheidende Schritte geschehen müßten, daß namentlich in unserem Verfassungswesen die Linie nicht innegehalten sei, welche der König im verflossenen Jahre als unüberschreitbar so laut bezeichnet hatte, und die ich zu vertheidigen berufen gewesen war, daß mit einem Worte eine sogenannte Konstitution bei uns unvermeidlich geworden war. Natürlich war es nicht leicht, den König, noch schwerer, einige meiner Kollegen an diesen Gedanken zu gewöhnen; doch aber war er bereits durchgedrungen, als mit Aussicht hierauf der allgemeine Landtag auf den 27. April berufen wurde. Früher konnte er damals nicht berufen werden. Dies zu beweisen, muß ich etwas ausholen. Schon im vorigen Herbst (Sept.) wurde es bei uns als nöthig anerkannt, daß zur Wiederbelebung oder vielmehr zur ersten Belebung des deutschen Bundes entschiedene Schritte geschehen müßten. Es wurden alle die Punkte hervorgehoben, welche in dem Patent vom 18. vor. Monats (in welchem Sie mit Recht meine Feder erkannten, es war meine letzte staatsmännische Arbeit) aufgezählt sind; mit Ausnahme jedoch des deutschen Parlaments und der Nothwendigkeit konstitutioneller Verfassungen in allen deutschen Ländern. — Wien sollte aufgefordert werden, die entsprechenden Anträge gemeinschaftlich mit uns an die deutschen Fürsten zu richten. Würde Metternich sich weigern, so wollte der

König allein vorgehen. Die Schweizer Wirren, welche den König in hohem Grade agitirten und für welche er auf Oestereichs volles Einverständniß rechnete, machten neuen Aufenthalt. — Als sie ihre traurige Lösung gefunden hatten, wurde die Sache wieder aufgenommen und Radowiz war eben nach Wien mit ganz kategorischen Aufträgen abgereist, als die Nachrichten von der Pariser Revolution eintrafen. — Es schien jetzt Eile doppelt nöthig; Radowiz erhielt den Auftrag, auf die schleunigste Berufung eines Deutschen Fürsten-Kongresses zu dringen, in welchem die deutschen Angelegenheiten behandelt werden sollten. Er schrieb, daß Metternich, aufs äußerste bedrängt, in alles gewilligt habe, daß er in den nächsten Tagen das gemeinschaftliche Einladungs-patent einzusenden hoffe. Dies aber mußte abgewartet werden, weil vorher unmöglich der Zeitpunkt der Landtagsberufung sich bestimmen ließ. — Am 12. endlich langte die sehr matt gehaltene gemeinschaftliche Erklärung mit der Mittheilung an, daß sie am 15. in die offizielle „Wiener Zeitung“ eingerückt werden solle. Nun wurde sofort daß diesseitige erste Einberufungs-Patent vom 14. gleichzeitig mit jener Einladung in die „N. Preuß. Zeitung“ eingerückt, und hoffte ich durch dessen wärmere Fassung die Furcht vor dem Fürsten-Kongreß, der in diesem Stadio alle Popularität verloren hatte, einigermaßen zu beschwichtigen. Ich rechnete darauf, daß in 14 Tagen in Dresden das Wichtigste erledigt sei, daß dann 14 Tage blieben, um unsere danach zu bemessende Propositionen für den Landtag zu ordnen, und berief den Landtag auf den 27. April.

Zwei Tage später, am 16., langten die Nachrichten

von dem Umsturze Wiens in Berlin an. — Die Lage der Dinge war total verändert; es mußte ganz anders operirt werden.

Schon 8 Tage früher, als ich zuerst den König mit der Idee vertraut gemacht hatte, daß eine Konstitution nicht zu umgehen sei, hatte ich hinzugesetzt (und zwar nach der reiflichsten Ueberlegung und genauer Besprechung mit einigen Freunden), daß ich diesen Gang nicht mit ihm machen könne. Die Gesetzgebung vom Februar war nicht mein Werk, noch dasjenige der Minister, sondern allein das Werk des Königs; nur die Form und das Arrangement der Nebendinge gehört mir an. Ich hatte dem Könige wiederholt schriftlich und mündlich erklärt, daß ich das Werk für unhaltbar halte, ihn dringend gebeten, mich von der Ausführung zu entbinden. Seine höchst kategorische Erklärung war, daß er nur so und nicht anders vorwärts gehen wolle, daß er, wenn er dies nicht ausführen könne, nichts thun würde, daß er es ohne mich aus Mangel an Werkzeugen nicht ausführen könne und würde. — Ich war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Schritte vorwärts in unsern ständischen Verhältnissen erfolgen müßten, und erklärte mich unter jenen Voraussetzungen bereit, meine Hand zur Ausführung zu leihen, jedoch, wie ich ausdrücklich schriftlich erklärt, nicht auf eigne Verantwortung des Königs.

Die Thronrede vom 11 April v. J., die vom König selbst verfaßt, und auf unser dringendstes Verlangen nur in wenigen Punkten modifizirt — gegen unsern Antrag gehalten wurde, hatte die Brücke vor und hinter dem Könige abgebrochen und ihn auf ein sehr enges Operationsterrain verwiesen; feierliche Gelöbniße engten den König in dies

Terrain ein. Mir lag die Aufgabe ob, die Grenzen dieses Terrains zu vertheidigen; ich habe es mit schwacher Kraft, aber nach bestem Gewissen gethan, und vielen ehrenwerthen Leuten erklärt, daß ich als treuer Feldherr des Königs mit dieser Vertheidigung stehen und fallen müsse. — Als daher diese Vertheidigung aufgegeben, die Festung übergeben wurde, eine neue Stellung gesucht werden sollte, da war ich verbraucht — nach dem mir sonst nicht angenehmen andern Ausdruck unmöglich geworden. Ich erklärte dies dem König und forderte ihn dringend auf, einen andern nicht verbrauchten Mann für mich zu suchen, während ich inmittelst alles ebenso vorbereiten und einleiten wolle, als hätte ich die Ausführung übernommen. Der König suchte mich zu überreden, ich aber blieb fest bei meiner Ansicht.

Den 11. April.

So weit hatte ich vor 12 Tagen geschrieben, als ich unterbrochen wurde; ich habe seitdem keine Zeit zur Fortsetzung gefunden. Das mag Ihnen lächerlich klingen, aber es ist doch so. — Daß ich nach 31 beschwerlichen Dienstjahren, welche unmittelbar auf angestrenzte Studien folgten nicht plötzlich zum dolce far niente übergehen kann, begreifen Sie; zum Studieren bin ich viel zu alt geworden, und es fehlt mir in diesem Augenblick noch das Material dazu. Darum muß ich mir hier — in meinen eigenen Angelegenheiten — selbst auf die Gefahr der plötzlichen Unterbrechung — ein Feld der Thätigkeit schaffen; ich habe das, was hier vorlag, lebendig aufgegriffen und in Gang gebracht; dazu kam die Korrespondenz wegen der Unterbringung meiner Söhne zur Fortsetzung ihrer Studien, viele Besuche theil-

nehmender und neugieriger Verwandten u. s. w.; kurz, ich hatte immer anders zu thun, als Ihnen unnütze Mittheilungen zu machen.

Doch knüpfe ich jetzt den Faden meiner Erzählung wieder an.

Als ich mündlich nicht vollständig durchdrang, wiederholte ich am Mittwoch den 15. meine Erklärung unter Entwicklung meiner Gründe, schriftlich und mit dem Zusatz, daß — wie ich glaube — alle meine Kollegen dem Könige den Schritt der Bildung eines neuen Ministeriums erleichtern würden, indem sie sich unbedingt zur Disposition stellten, zum Bleiben oder Gehen; auch erbot ich mich zum Personalvorschlage. Am folgenden Morgen (16.) sagte mir Thiele, der König habe sich jetzt von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt und ihn beauftragt, den Grafen Alvensleben durch eine Staffette nach Berlin zu berufen. Obgleich ich den Grafen A. durchaus nicht für den geeigneten Mann hielt, so konnte ich doch für den Augenblick nichts thun, als nach Möglichkeit die entscheidenden Schritte vorbereiten, die mein Nachfolger unmittelbar ausführen sollte. — Am 17. abends kam G. A. zu mir und auf meine Aeußerung über den Grund seiner Berufung erklärte er sofort: Nein! Nein! Nein! — Ich ging nun zum Grafen Arnim (den ich augenblicklich für die einzig mögliche Person hielt), setzte ihm die Lage der Dinge auseinander und schrieb, ihn vorschlagend, noch denselben Abend an den König, daß ich ihn geneigt gefunden, das Ministerium zu übernehmen.

Unmittelst hatten die Umwälzer die Hände nicht in den Schoß gelegt. Literaten — Kommunisten, — aufwiegelnde Arbeiter — Polen und Franzosen — hatten

die ganze Woche Unruhen zu erhalten, das Militär zu ermüden gesucht; sobald Ernst gezeigt wurde — die größte Feigheit, um auf einem anderen Punkte die Neckereien zu beginnen. Der Polizeipräsident v. Minutoli glaubte zu lange an seine Popularität und glaubte dadurch zu beschwichtigen; Pfuell der eben des Terrains unkundig von Münster ankam, nahm die Sache sehr leicht, während im Schloß große Aengstlichkeit die Truppen zu oft und zu stark alarmierte. Unter den Truppen — Offizieren und Soldaten — ohne Ausnahme der beste Geist! Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag war zum Theil unbedeutender Unfug gewesen, doch leicht beseitigt; im ganzen waren zwei Personen getödtet, wenige erheblich verwundet. Methodisch aber wurden diese Dinge ins Hundertfache vergrößert. Am Freitag war alles ruhig.

Inmittelst gingen mir aber die zuverlässigsten Nachrichten zu, daß der Hauptschlag für den Sonnabend vorbereitet werden sollte. In die unbewaffnete Schutzkommission hatte sich alles eingedrängt, was von Revolutionären mit ganzen Kleidern und einem Hut auf dem Kopf in Berlin war. Diese, besonders Juden und Judengenossen, agitirten nun aufs äußerste dahin: daß am Sonnabend Mittag gegen 2 Uhr eine Petition durch eine ungeheure Zahl (ungefähr 10 000 Personen) dem Könige übergeben werden sollte, daß man auf diese Weise, indem sich diese Schutzleute voranstellten, den Gebrauch der Waffen moralisch unmöglich machen wollte, um so ins Schloß einzudringen, den König momentan in ihre Gewalt zu bringen und alles von ihm zu erpressen oder wenigstens den Schein zu gewinnen, daß sie Konstitution oder was er sonst geben wolle, von ihm

ertrozte. Sollte dennoch das Militär einschreiten, so wollte man die Revolution ausrufen und sich selbst weislich hinter die Coulissen ziehend, den fremden und heimischen Böbel, besonders die methodisch aufgewiegelten und zum Theil organisirten Handwerksgefallen hinter die Barrikaden stellen. — So der Plan! — Ich glaubte ihm zuvorkommen zu müssen, weil selbst ein Versuch schon den Schein des Ertrozens habe und dadurch jedes Geschenk schwächen müßte. Darum schrieb ich in der Nacht vom 17. zum 18. das Patent vom 18. und sandte Boten ab an den Oberbürgermeister, die Stadtverordnetenvorsteher, den Polizeipräsidenten mit der Weisung, alles aufzubieten, damit keine Aufwiegungen stattfänden. Es sei der Tag erschienen, wo durch großartigen Entschluß des Königs Deutschland und Preußen in eine neue Phase treten werden. Jede bedeutende Demonstration könne diese Schritte unmöglich machen oder den Zweck vereiteln. Am Morgen trug ich mein Opus zum Minister Kanig, dann zum Grafen Arnim. Beide approbirten solches unbedingt und letzterer wurde, als ich noch bei ihm war, zum Könige gerufen. Der König, zu dem wir fuhren, approbirte es nach einigem Widerstreben wegen des Wortes konstitutionell, und vollzog mit dem Prinzen von Preußen mein Konzept, damit er sagen könne, „ich habe es vollzogen“. Dann wanderte es in die Druckerei. Inmittelst erschien gegen Mittag auf meine Veranlassung eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten vor dem König; dieser theilte ihnen mündlich mit, welche Schritte er gethan, ich verlas das Patent und alle — selbst die radikal exaltiertesten — erklärten sich (aufrichtig) für befriedigt, dankten unter Thränen und versprachen die Stadt völlig zu beruhigen.

Auf dem Schloßplatz hatte nun die Versammlung der revolutionären sogenannten Schuzmänner schon begonnen, hinter ihnen eine müßige Menge Pöbel. Als den ersteren das Patent verkündigt wurde (durch den Magistrat) ließen sie den König hoch leben und er mußte, dem dringenden Rufe folgend, einige Mal auf dem Balkon erscheinen. Nach einiger Zeit mischte sich in das Rivaat der Ruf: „Das Militär weg! (Es standen im inneren Schloßhofe 2 Bataillone und 1 Schwadron Dragoner am Lustgarten, die übrigen Truppen waren in den Kasernen. Die Portale des Schlosses, die keine Gitter haben, waren durch Soldaten besetzt.) Als sich dieser Ruf mehrte, gingen viele von uns: der Kriegsminister, General Büel, General Neumann, Graf Arnim, ich und andere hinunter, um die Leute zu beschwichtigen. Wir wurden von den vornstehenden sog. Schuzmännern mit dem Geschrei empfangen: „es gebe nur ein Mittel, das Volk zu beruhigen: das Militär zurückzuziehen und das Schloß den Bürgern anzuvertrauen. Der König werde nie sicherer gewesen sein.“ Man faßte mich, da ich tief im Gedränge war (nicht der Pöbel, sondern die Schuzmänner) und erklärte, daß ich nicht eher losgelassen werden würde, als bis ich den Befehl des Rückzugs der Soldaten gegeben hätte. Auf meine sehr entschiedene Erklärung, daß sie mich zwar zerreißen, aber nicht einmal das Versprechen erpressen könnten, dem Könige zu rathen, unter solchen Umständen seine eigenen Soldaten aus seinem eignen Schloß zurückzuziehen, ließ man mich los; ich arbeitete mich wieder zu meinen Kollegen durch und wir setzten, vielleicht 1½ Stunden lang, unsere Bemühungen der friedlichen Abwehr fort, wobei wir zwar auch von einzelnen Bürgern unterstützt

wurden, während jedoch andere mit Schutzbinden die wüthendsten Reden führten. Mehrmals war ich im Begriff, einen herauszugreifen und ihn rückwärts den Soldaten zuzuschleudern — nur mit Mühe hielt ich mich. So standen wir in dem Portal, hinter uns die gefällten Bajonette der Wache, vor uns die drängenden und schreienden Haufen; da die Soldaten uns nicht durchbrechen konnten, so verloren wir immer mehr Terrain und waren schon tief ins Portal hineingedrängt, als wir uns überzeugten daß alles vergebens sei und wir uns zurückzogen. In dem Augenblicke, wo ich in den über dem Portal befindlichen Saal zurückkehrte, rückten auf Befehl des Gouverneurs 2 Compagnieen Infanterie unter Trommelschlag aus einem anderen Portal aus, marschierten, das Gewehr auf der Schulter, auf und rückten in Front, die eine gegen die Breitestraße, die andere links schwenkend gegen die Kurfürstenbrücke, und in zwei Minuten war der Schloßplatz ohne den leisesten Widerstand und ohne daß jemand ein Haar gekrümmt war, bis auf einige kleine Gruppen von Schutzmännern, die die Soldaten durchgelassen hatten, geräumt; die Dragoner marschierten im Schritt, den Säbel in der Scheide aus der Schloßfreiheit, schwenkten auf dem leeren Platze ein und hielten hinter der Infanterie. Auf dem Trottoir zwischen der Brücke und der Breitenstraße waren noch Pöbelhaufen stehen geblieben. Eine Sektion (15 bis 18 Mann) von der Compagnie an der Breitenstraße wurde entsandt, auch diese zu räumen. Sie gingen mit: Gewehr fertig! (nach dem neuen Exercitio unter 45° in der Höhe gerichtet), und während auch sie nicht den mindesten Widerstand fanden, entluden sich zwei Gewehre, natürlich ohne den mindesten

Schaden zu thun. Damit schien einstweilen alles beendet und würde ich dies selbst geglaubt haben, hätte mich nicht der Polizeipräsident während des Privatgeschreies beschworen, demselben nicht zu trauen, indem unfehlbar um 2 Uhr revolutionäre Bewegungen ausbrechen würden und wäre auch vorher die Republik proklamirt. Und so geschah es. Das Erscheinen der Truppen war das Zeichen. Wüthende Kerle stürzten vom Schloßplatze durch alle Straßen mit dem Geschrei: „Revolution! Der König läßt die Bürger auf dem Schloßplatz niederschießen und hauen, Verrath — Barrikaden — das Pflaster aufgerissen! auf die Dächer!“ u. s. w. Noch waren nicht 10 Minuten vergangen als man meldete: die Schildwache an der Bank sei ermordet, das Gouvernementsgebäude gestürmt; in allen Straßen wurden Barrikaden errichtet, es fielen einzelne Schüsse auf das Militär. In diesem Augenblick war General Pfuel, der die militärischen Anordnungen leiten sollte, verschwunden und nirgends aufzufinden, und darüber verging eine halbe Stunde, welche vielleicht genutzt hätte, den Aufstand mit unbedeutendem Blutvergießen im Keime zu ersticken. (Er war ganz sorglos nach Hause gegangen, ohne jemand zu sagen, wo er wäre, und dort von dem Pöbel abgesperrt — in der Bank bei v. Lamprecht — seinem Verwandten). Nun mußte v. Brittwitz herbeigeholt werden um den Oberbefehl zu übernehmen; darüber war aber kostbare Zeit vergangen und die Stadt hatte eine revolutionäre Physiognomie angenommen. Man hatte kaum 100 Schritt von der an der Kurfürstenbrücke aufgestellten Compagnie an der Post- und Königsstraßenecke und weiter an allen Ecken der Königsstraße durch umgestürzte Omnibus, Bretter, Steine und

gewaltsam den Häusern entrißene Möbel Barrikaden errichtet und fing an, aus den Eckhäusern der Burg- und Königsstraße auf die Truppen an der Brücke zu feuern. Da wurde der Befehl gegeben, die Königsstraße zu säubern; das Füsilier-Bataillon des 1. Garde-Regiments vollzog ihn mit eben so viel Muth als Mäßigung. Auf der Straße hielt niemand Stich; aus den Fenstern wurde geschossen und eben daher mit Steinen geworfen, welches die Soldaten mit Gewehrfeuer erwiderten und dann in die Häuser, welche sich besonders feindselig bewiesen, eindringen und gegen 300 Personen des fürchterlichen Gefindels gefangen und theilweise verwundet herausschleppten. Das Bataillon hatte nach 1 $\frac{1}{2}$ Stunden die Königsstraße bis zum Alexanderplatz erobert und nur einen Todten und etwa 20 meist durch Steinwürfe (wenig Schußwunden) Verwundete. Später wurde in ähnlicher Weise auch die Breitestraße genommen, wo am Ende eine sehr feste Barrikade errichtet und von den anstoßenden Häusern, besonders dem Köllnischen Rathhause, vertheidigt wurde. Dieser Kampf war der heftigste; es bleiben 6 bis 7 Soldaten und einige 40 wurden verwundet; in den Häusern sollen die Bajonette stark gearbeitet haben. Aehnlich wurde in anderen Straßen auch gekämpft. Kein Meuterer hatte anders als hinter dem Fenster lauend den Rücken eines Soldaten gesehen. Abends gegen 11 Uhr hatten die Truppen das Dranienburger, Brandenburger und Leipziger Thor, die Friedrichstadt vom Dranienburger Thor bis zur Leipziger Straße einschließlich des Friedrichswerders das eigentliche Berlin bis zum Alexanderplatz besetzt; der übrige Theil der Stadt war noch in Händen der Meuterer. Es wurde verabredet, daß eine Stunde vor

Tage mit der Aufräumung der Straßen mit allem Nachdruck wieder begonnen werden sollte, die auf den Straßen lagernden Truppen wurden theilweise von den Bürgern sehr gut gepflegt. Da erschien gegen Mitternacht ein vielgenannter Mann, den ich hier aber nicht nennen will, der eben aus der Provinz angelangt war, im Schloß, verlangte den König zu sprechen, stellte sich ihm vor und erklärte, daß nach seinen Beobachtungen die Truppen aufs äußerste ermüdet, der Ueberwältigung nahe seien, daß dann die höchste Gefahr für die Person des Königs und für die Monarchie eintrete, daß es die höchste Zeit sei, sich zu menagieren. Durch diese Anrede (es war beinahe niemand mehr im Schloß) scheint der König, den das Herübertönen des Straßengefehchts — viel fürchterlicher lautend, als es wirklich war — schon im hohen Grade erschüttert hatte, eingeschüchtert zu sein. — Er schrieb anscheinend unmittelbar nachher — eigenhändig die Thnen vielleicht noch rememberliche Proklamation „an seine lieben Berliner“, befahl, daß sie sofort gedruckt und mit Tagesanbruch möglichst verbreitet, wonach jede aggressive Feindseligkeit von seiten der Truppen so lange eingestellt werden sollte, bis sich der Erfolg übersehen lasse. — Nun erschienen am Morgen Deputationen aller, auch der verdächtigsten Art, im Schloß, welche verlangten, die Truppen müßten sich zuerst zurückziehen, dann würden die Bürger folgen. Obgleich bei den hohen Offizieren theils Erbitterung über den Anfang der Concessionen, theils eine gewisse Schloffheit nicht zu verkennen war, so wurden doch diese Forderungen theils durch den König, theils anderweitig entschieden zurückgewiesen. — Endlich erschien eine aus den angesehensten Mitgliedern des Magistrats

und der Stadtverordneten gebildete Deputation, welche erklärte, daß viele unter ihnen persönlich die Proklamation verbreitet und die Unterwerfung der Aufrührer gefordert hätten, daß in der Königsstadt der Anfang mit Begräumung der Barrikaden gemacht sei, daß sie dringend bäten, nun auch mit Zurückziehung der Truppen vorzugehen, indem sie sich dafür verbürgten, daß dann sofort Unterwerfung, Ruhe und Ordnung wiederkehren werde. Nach vielen Debatten erfolgte hierauf, und zwar noch durch mich, die Antwort: Vertrauend auf das Wort der angesehensten Gemeindebeamten, daß mit Aufräumung der Barrikaden der freiwillige Anfang gemacht sei und daß gleichzeitig mit Zurückziehung der Truppen jede Widerseßlichkeit aufhören werde, sollten die Truppen von den Straßen und öffentlichen Plätzen zurückgezogen werden, jedoch das Schloß, die Zeughäuser und anderen öffentlichen Gebäude mit starker Hand besetzt bleiben. Ich fügte hinzu: es sei mein letzter öffentlicher Akt, da ich in wenigen Minuten aufhören werde, Minister zu sein; ich erwarte, daß sie des Königs Vertrauen bei dieser meiner letzten Botschaft nicht täuschen würden, was sie mit Thränen versprachen. Es wurden nun Stabsoffiziere mit jener Botschaft in die Hauptstadttheile abgeschickt und der Rückzug der Truppen theils in das Schloß und den Lustgarten zur Vertheidigung des Schlosses und Zeughauses, theils in die Kasernen, teils zur Concentrirung vor dem Brandenburger Thor befohlen. — Das Ansinnen eines vornehmen Herrn, die Tumultuanten (etwa 800 waren in der Nacht nach Spandau geschafft) frei zu geben und eine allgemeine Amnestie zu verkünden, hatte ich Gelegenheit, nachdrücklich zurückzuweisen. — Arnim hatte während dieser

Zeit über die Bildung des neuen Ministeriums unterhandelt und der König unterschrieb unmittelbar darauf das bezügliche Dekret in meiner Gegenwart; A. ließ es drucken und an den Straßenecken anheften, was — beiläufig gesagt — bis jetzt die einzige Art ist, wodurch ich von der Annahme meiner Entlassung offiziell in Kenntniß gesetzt bin. Das neue Ministerium sollte mithin unmittelbar in Funktion treten. Ich verabschiedete mich von dem König und der Königin und ging gegen 11 Uhr zu Hause, ohne zu ahnen, welche Ereignisse meinem Rücktritt unmittelbar folgen würden. — Mit dem Ordnen meiner, theils an die Kabinettsräthe, theils an meine Direktoren abzugebenden Papiere eifrigst beschäftigt, vernahm ich nichts was in Berlin vorging, bis gegen sechs Uhr abends Meding mir die Nachricht brachte: der König habe vom Balkon allgemeine Amnestie verkündigt, den Zug der Leichen mit entblößtem Haupte ansehen müssen, sämmtliches Militär entlassen, — das Schloß sei vom Pöbel besetzt, so alle Wachen, die Waffen aus dem Zeughaufe wieder vertheilt u. s. w. Ich traute meinen Ohren nicht und eilte selbst aufs Schloß, um mich von dem Zustande zu überzeugen. Der König war wirklich ein Gefangener! Wer ihn dazu gemacht und wie diese Ereignisse sich im Sturme gefolgt, niemand weiß es weniger als ich. — Ich fragte nur mit wenigen Worten Arnim, ob er unter solchen Umständen wirklich noch das Staatsschiff zu steuern vermeine. Er bejahte es, und so war für mich nichts mehr zu thun. Bis zum Dienstag, den 20., hoffte ich noch und mit mir viele, der König werde sich herausreißen, und hätte ich ihm dann gern meinen Degen zu ehrlichem Kampfe, der unausbleiblich schien und scheint,

hergegeben. Als er aber an diesem Tage seinen Umzug gehalten und die Studenten haranguiert hatte, da verzweifelte ich an der nächsten Zukunft und eilte der Heimat zu, meinen Kehl zu bauen.

Was wird weiter werden? Wird ohne fremde Eroberung oder eine Militärdiktatur die Ordnung in unserm theuren deutschen Vaterlande wieder hergestellt werden können? Ich bezweifle es. Und welche Phasen werden wir bis dahin noch durchmachen müssen? Auch der Scharfsinnigste vermöchte die Zukunft nicht zu enträthseln!

Nur der Gedanke an Gottes allwaltende Hand, die endlich alles zum Guten lenken wird, vermag uns aufrecht zu erhalten !!

Die Meinigen grüßen herzlich, und ich bitte Sie um die Fortgewährung Ihres freundschaftlichen Wohlwollens.“

E. Bodelschwingh.

„Ich bitte, von diesen Mittheilungen nur einen diskreten Gebrauch zu machen oder lieber gar keinen.

Die Truppen haben nur 7 Offiziere und 56 Mann Todte auf der Stelle gehabt; auch glaube ich nicht, daß nachher von den ziemlich zahlreichen Verwundeten viele gestorben sind, weil die meisten durch Steinwürfe, Schrot und kleine Terzerollkugeln im ganzen nur leicht verletzt waren. Alle anderen Angaben sind eitel Lügen, um die Berliner Bürger, die nicht daran gedacht, sich zu schlagen, zu Helden zu machen. Die Truppen — wenigstens die Berliner Garnison — waren aber allerdings sehr ermüdet durch die Neckerei der ganzen Woche.

Einige behaupten, daß die Dragoner später auf dem

Schloßplatz in Zügen im Galopp „rechtsum kehrt“ geschwenkt hätten und daß dabei einige Leute übergeritten seien. Ich kann das nicht als eine Lüge bezeichnen; wenn es aber geschehen ist, so gehört es einer späteren Periode an, wo sie vielleicht von hinten angegriffen oder gedrängt sind.“

B.

*

*

*

„Zu dem vorstehenden Bericht des Ministers v. Bodelschwingh über die Märzereignisse des Jahres 1848“, schreibt der Reichsbote, „erfahren wir aus sicherer Quelle, daß Abschriften dieser authentischen Darstellung bereits vor einigen Wochen seitens der Familie des verewigten Ministers sowohl Sr. Majestät dem Kaiser als auch dem Herrn Reichskanzler in Folge der bekannten Aeußerungen desselben bei der Abendgesellschaft übersandt worden sind. An beiden Stellen wurde die Mittheilung dieses historischen Dokumentes mit lebhaftestem Interesse entgegengenommen. Der Herr Reichskanzler betonte in seiner dankenden Antwort insbesondere, wie aus diesem Schriftstück unzweifelhaft hervorgehe, daß die landläufige Annahme, als wäre erst durch die traurigen Ereignisse des 18. März dem Könige Friedrich Wilhelm IV. das Versprechen, eine konstitutionelle Verfassung zu geben, abgenöthigt worden, endgiltig widerlegt sei. — Der König hatte allerdings in seiner idealen Gemüthsrichtung und nur aus dem edlen Beweggrunde, das unmittelbare Vertrauensverhältniß zwischen Fürst und Volk nicht durch ein „Blatt Papier“, wie er sich bezeichnend ausdrückte, d. h. durch enge und ängstliche Gesetzparagraphen gestört zu sehen, die nüchternen Erfordernisse der Neuzeit, des entwickelten politischen Verständnisses und berechtigten

Mitwirkungsstriches der Nation zu sehr und zu lange verkannt. In altpreußischer, selbstverleugnender Königstreue hatte der Minister v. Bodenschwingh gegen seine eigene, bessere Ueberzeugung, weil sein König es so wollte, und weil er auf Bodenschwinghs Dienste dabei nicht verzichten wollte, des Königs Anschauung vor dem vereinigten Landtag vertreten. Nachträglich gelang es ihm jedoch, den König umzustimmen; auch überzeugte er ihn mit Mühe (— ein Beweis für des Königs Treue gegen seinen Diener und wieder ein Beweis für die großartige, aber unpraktische Vertrauensseligkeit des Monarchen —), daß er, v. B., nicht derjenige sein könne, der die nunmehr beschlossene konstitutionelle Verfassung vorzulegen und zu vertreten hätte. Das Patent vom 18., vor Ausbruch der „Meuterei“ aus freiem Entschluß des Königs erlassen, mit der bestimmten Zusage einer Verfassung, war, wie das Aktenstück zeigt, Bodenschwinghs letzte staatsmännische Arbeit. Zu einer „Revolution“ lag gar ein Anlaß mehr vor; die Forderungen der ehrlichen Liberalen waren erfüllt. Die Straßenkämpfe entwickelten sich nach vorbedachtem Plane und auf Anstiften derjenigen unsauberen Elemente, die für ihre demagogischen Leidenschaften neue Nahrung, und weiteren Spielraum für die schändlichen Wühlereien brauchten, die ihnen bereits ein fesselnder und lukrativer „Sport“ geworden waren. —

Der Reichskanzler selbst regte sofort bei dem Einsender des Dokumentes, dem (zweiten) Sohne des Ministers, die Veröffentlichung desselben an, zu welcher er ohne Genehmigung der Familie zu schreiten sich nicht für berechtigt hielt. Inzwischen glaubte Professor Jäger in Köln, der in den

Besitz einer anderen Abschrift gelangt war, diese Rücksicht nicht nehmen zu sollen und schritt seinerseits zur Veröffentlichung in der „Kölnischen Zeitung.“

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ wird nun hoffentlich Veranlassung nehmen, die Unrichtigkeit der übermüthigen Abfertigung einzugestehen, welche sie dem Oberforstmeister v. Bodelschwingh zu theil werden ließ, als derselbe das Andenken seines Vaters gegen irrigte Aeußerungen des Herrn Reichskanzlers in Schutz nahm. Wie unschuldig der Minister v. Bodelschwingh an dem Erlaß der Proklamation „An meine lieben Berliner“, und noch viel mehr an dem Befehl der gänzlichen Zurückziehung der Truppen gewesen, — dieser Befehl war übrigens durch den Inhalt der Proklamation gar nicht gerechtfertigt — liegt klar zu Tage. Das Verhalten des Ministers v. Bodelschwingh in der ganzen Zeit ist ein so weises und festes, so von den edelsten Motiven eingegebenes, daß ein preußisches Herz nur mit inniger Hochachtung und tragischem Mitgefühl auf den in „tollem“ Getriebe verbrauchten und anscheinend gescheiterten Mann hinblicken kann. Seine Person war ihm selbst und ist uns Nebensache, aber die geschichtliche Wahrheit erfordert es, auch seiner Person Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wer für den verhängnißvollen Befehl, die Truppen auch aus dem Schloß zurückzuziehen, verantwortlich ist, wird vielleicht niemals aufgeklärt werden. Auch der im Bodelschwinghschen Schreiben nicht genannte Herr, welcher in der Nacht vom 18. zum 19. den König beredete, durch Entgegenkommen gegen die Bürger den Kampf zu beendigen u. — es war G. v. Vincke —, kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Die Prokla-

mation „An meine lieben Berliner“, welche der König in Folge der Vorstellungen Binde's sofort selbst schrieb, versprach nur bedingungsweise die Zurückziehung der Truppen aus den Straßen, behielt aber die Besetzung des Schlosses und seiner Umgebung ausdrücklich vor. Ob der Monarch selbst, auch wieder in übermäßigem Vertrauen und plötzlicher Aufwallung, den Befehl zur Räumung des Schlosses gegeben — ob der Befehl durch irgend ein Mißverständniß in dieser Form an die betreffenden Truppentheile gelangte oder so von ihnen aufgefaßt wurde, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls wissen wir nun, daß der Minister v. Bodelschwingh weder diesen Befehl veranlaßt, noch auch den Erlaß des Aufrufs „An meine lieben Berliner“ durchgesetzt hat, wie der Reichskanzler damals geäußert haben soll.

Irrig ist die Vermuthung des Prof. Jäger, der Brief Bodelschwingh's sei an den Geh. Rath Eilers gerichtet gewesen, unter dessen Papieren die Abschrift sich vorfand. Er war vielmehr an einen alten Waffengefährten des Ministers aus dem Lügow'schen Corps, Geh. Rath v. Falkenstein (Fallenstein?) in Heidelberg geschrieben.“

*

*

*

In dem auch in diesen Blättern zum Abdruck gelangten Artikel des Geschichtsschreibers Rudolf Strag war gesagt worden, es hätten sich Rathgeber aller Art an den König herangedrängt gehabt und war in diesem Zusammenhang auch der Name des bekannten Frhrn. Georg v. Bincke genannt worden. Von wohlunterrichteter Seite wurde aber erklärt, daß bei Herrn v. Bincke von Herandrängen durchaus nicht die Rede sein könnte. Herr v. Bincke hätte den

Vorgang gleich nach der erfolgten Katastrophe und sehr oft nachher stets in folgender Weise erzählt:

„Minister Bodelschwingh schrieb mir im Auftrag des Königs, ich solle nach Berlin kommen (wahrscheinlich um ins Ministerium zu treten). Als ich nach Berlin kam, es war der 18. März, fand ich die Stadt im Aufstand. Ich aß mit Rheinländern und Westfalen zusammen, sie beschworen mich, zum König zu gehen. Ich gab endlich nach. Ich ging ins Schloß und ließ mich beim König melden. Er ließ mich sofort eintreten, ich fand ihn, umgeben von Generalen und höheren Militärs in großer Niedergeschlagenheit, völliger Rathlosigkeit. Er sagte: „Wir berathen hier was geschehen soll, was sagen Sie, Bincke?“

Ich erwiderte: „Concentriren Ew. Majestät die Armee um das Schloß und lassen Ew. Majestät scharf einhauen, gegen eine Stadt im Aufstand giebt es kein anderes Mittel.“

Der König: „Nein, das geht nicht“, die Generale ebenso. Ich war entlassen und ging.“ — — —

Es ist schwer, über solche Dinge ohne die genaueste uninteressirt objektive Vergleichung aller Einzelheiten abzuurtheilen; denn erst eine Abwägung aller Zeugenaussagen würde Klarheit schaffen können. Auch Fürst Bismarck bezog sich in seinem Urtheil über den Minister v. Bodelschwingh nur auf eine solche Aussage, neben der sehr wohl andere abweichende bestehen können.

*

*

*

Bur Charakteristik des Ministers v. Bodelschwingh.

Ansprache des Abgeordneten Ministers v. Bodelschwingh an seine Wahlmänner im Soester Wahlbezirk:

„Durch den Königl. Herrn Wahl-Commissarius bin ich benachrichtigt, daß die Wahlmänner des Soester Wahlbezirks mich zum Deputirten für die 2. Kammer unserer Stände gewählt haben.

Mit keinem Wort, mit keinem Buchstaben habe ich mich um diesen Auftrag beworben; er erscheint mir daher als der Ausdruck des freiesten Vertrauens meiner lieben Landsleute. Indem ich den Auftrag mit herzlichem Danke annehme, verspreche ich, alle meine Kräfte aufzubieten, um dieses Vertrauen zu rechtfertigen.

Derselbe Wahlspruch, mit welchem ich vor 36 Jahren als Jüngling auf den Feldern von Lützen, Bauzen, an der Ragbach und bei Leipzig für des Vaterlandes Freiheit und Ehre focht, und mit welchem ich, als alter Wehrmann, freudig noch einmal den Degen ziehen würde, wenn der König zu des Vaterlandes Vertheidigung sein tapferes, sieggewohntes Heer unter die Waffen rufen sollte, derselbe Wahlspruch wird mich auch in den, vielleicht heißen, geistigen Kampf begleiten, dem ich jetzt entgegen gehe; er heißt:

„Mit Gott, für König und Vaterland!“

„Mit Gott.“ Ueber dem Eingange meines Hofes steht seit mehr als 200 Jahren der Spruch:

Wer Gott vertrauet,
Hat wohl gebauwet,
Wenn Gott nicht bewachet das Hus,
Wachen alle Wächter umme=hus.

So dachten meine Voreltern, so denke ich auch. Und was von der Wohnung des Einzelnen gilt, das gilt auch von dem großen Bau des Vaterlandes, unter dem 16 Millionen Preußen, geschützt vor äußeren und inneren

Stürmen, wohnen sollen. Nur das Werk gedeiht, was in Hinblick auf Gott, im Vertrauen zu ihm begonnen und fortgeführt wird; darum wende ich zu so ernstem Werke, als mir jetzt bevorsteht, meine Augen zu dem Allmächtigen empor, und erflehe von Ihm, daß Er mein schwaches Wirken segnen möge!

„Für den König.“ Wir alten Markaner haben die Liebe zu unserm preussischen Königshause mit der Muttermilch eingesogen, die sieben Jahre der Fremdherrschaft haben sie nicht erschüttert, vielmehr geläutert und gestählt; keine Stürme der Zeit werden sie uns rauben; diese Liebe wird mit uns begraben werden. Darum ist mir der Kampf für den König eine Lust! Aber nicht bloß deshalb werde ich den Kampf mit des Königs Feinden, wo sie mir begegnen, aufnehmen, sondern auch deshalb, weil mich die Geschichte lehrt, daß Preußen unter seinen Königen und durch seine Könige groß und stark geworden ist; im Vergleich zu seinem Umfange, seiner Einwohnerzahl, seinen materiellen Hülfsmitteln größer, als irgend ein anderes Land der Erde. Dessen sollen wir stets in Dankbarkeit eingedenk sein und darnach trachten, uns den König nicht nur, sondern auch ihm die Kraft zu erhalten, daß er unser Schutz und Schirm in Gefahr, unser Führer auf dem Wege des Ruhmes und der Ehre sein könnte!

„Fürs Vaterland.“ Der König hat dem Bau des Vaterlandes durch die Verfassungs-Urkunde vom 5. December v. J. eine neue Grundlage gegeben; das preussische Volk hat solche vom Niemen bis zur Saar mit Freude begrüßt. Diese Urkunde und das Vertrauen meiner Wähler führen mich in die Versammlung, welche berufen ist, zuerst die dem

Volke verliehenen, wichtigen Rechte auszuüben. Ein ehrenvoller Beruf — ein Beruf von der höchsten Wichtigkeit für die Zukunft des Vaterlandes! In Erfüllung desselben werde ich vorzugsweise dahin streben, diese Grundlage zu befestigen, damit volles Vertrauen zu der Sicherheit des vaterländischen Baues wiederkehre, dessen Erschütterung große Opfer gekostet hat. Wer an dieser Grundlage rütteln, wer sie in Frage stellen, die darin verzeichneten wesentlichen Rechte der Krone oder des Volkes antasten will, gegen den werde ich den Kampf aufnehmen als einen Kampf „fürs Vaterland.“ — Mein Streben wird dahin gerichtet sein, daß die gemeinsamen Lasten mit gleichen Schultern getragen, d. h. daß den Starken viel, den Schwachen wenig aufgebürdet werde, daß Preußens alter Wahlspruch „Jedem das Seine“ in ungeschwächter Kraft fortlebe, daß die Gesetze überall mit Nachdruck gehandhabt werden und den Frevler die gerechte Strafe treffe.

Doch auch über mein preussisches Vaterland hinaus wendet sich mein Blick zu dem großen deutschen Vaterlande. Ich stimme freudig ein in Vater Arndt's Worte:

„O nein, o nein!

Mein Vaterland muß größer sein.“

Aus voller Ueberzeugung werde ich für jede Maßregel stimmen, welche, sei sie auch mit Opfern verknüpft, alle deutschen Bruderstämme innigst verbindet, welche geeignet ist, durch Deutschlands festgeschlungene Einigkeit Deutschlands Größe zu schaffen. Nicht das Preußen in Deutschland untergehen solle, sondern damit ein starkes Preußen, innigst mit den übrigen deutschen Stämmen verbunden, ein einiges, starkes Deutschland schaffen helfe!! Die Mehrzahl meiner

Wähler gehört dem Bauer- und Handwerker-Stande an, darum werde ich es für Pflicht erachten, mich ihrer Interessen vorzugsweise anzunehmen, wenn sie in besondere Frage kommen sollten. Doch wird dies kaum der Fall sein, wenn die Stände-Versammlung mit mir die Ueberzeugung theilt, daß der Leib nur gedeihen könne, wenn alle Glieder kräftig sind, und daß die Glieder verkümmern müssen, wenn der Leib siecht. Was dem Ganzen frommt, das frommt dem Einzelnen, und die Wohlfahrt der Einzelnen führt zur Blüthe des Ganzen.

„Und damit Gott befohlen.“

Belmede, den 9. Februar 1849.

gez. Ernst v. Bodelschwingh.

II.

Wie ist der Berliner Straßenkampf entstanden, und welche Elemente waren an ihm betheilig?

Der erste Theil dieser Frage ist ebenso leicht und sicher zu beantworten, wie der zweite. Zunächst darf der Berliner Straßenkampf nicht als ein Werk des Zufalls, sondern muß als eine von langer Hand systematisch vorbereitete Handlung betrachtet werden. Diese Behauptung, die ich weiterhin beweisen werde, schicke ich den entgegengesetzten Meinungen voraus, wie solche sich nach den Erörterungen über das Verhalten des Ministers v. Bodelschwingh in der Presse ab und zu kund gaben. Stimme ich in diesem Punkte mit den bekannt gewordenen Ansichten des genannten Ministers nur im Großen und Ganzen überein, — Letzter ist im Unklaren geblieben über jene beiden, kurz vor dem Ausbruch des Straßenkampfes gefallenen verhängnißvollen Schüsse — so doch voll und ganz mit seiner Beantwortung des zweiten Theils der oben gestellten Frage. Nicht Berliner Bürger, sondern fast ausschließlich Berliner Bummelr — der richtige Jan-Hagel, Pöbel, wie Minister v. Bodelschwingh sagt, ich aber in dem bereits erwähnten Buche „Aus meinem Leben“ bestätige — haben

jene künstlich erzeugte Revolution vollzogen. Die Bereitwilligkeit dazu, nicht minder die im Kampfe bewiesene Ausdauer, erklärt sich, abgesehen von der in der niedrigsten Volksklasse stets vorhandenen Neigung zu Excessen, sehr leicht durch den 1848 allgemein herrschenden Nothstand, der durch vorangegangene Mißernten erzeugt worden war. Von einem Drange nach „Freiheit“ war weder im Bürgerstande, noch in der niederen Volksklasse etwas zu verspüren.

Das arme Wort „Freiheit“, wie muß es sich doch maltraitiren lassen! Jeder gottlose, jeder revolutionäre, mit Gott und der Welt zerfallene und zerfahrene Mensch be-ruft sich auf die Freiheit, macht sich zum Anwalt des Volks — advocatus diaboli — und nennt seine destruktive, volksvergiftende Heze eine Arbeit im Dienste des Volkes. Das ist aber immer so gewesen und man darf sich nicht wundern, wenn auch jene satanischen Künste gemeiner Talente im Jahr 1848 zu einer Thätigkeit im Dienst des Volkes gestempelt wurden

In meiner Schilderung der Berliner Märzereignisse 1848 habe ich bereits offen erklärt, daß dieselben als das alleinige Werk polnischer und französischer Emisäre, die sich, weil es anders nicht gegangen wäre, mit einigen liberalen Tollköpfen Berlins in Verbindung setzen mußten, zu betrachten sind. Ich nahm aber und durfte auch um so mehr Abstand davon nehmen, in ausführlicher Weise der Quellen zu erwähnen, aus denen ich einen Theil meines Wissens geschöpft habe, als nicht bloß Rücksichten auf den mir nur spärlich verstatteten Raum zu nehmen waren, sondern mich auch der nahe liegende Gedanke beherrschte,

daß das Interesse des Lesers mehr mir und meinen eigenen Erlebnissen, als politischen Ereignissen zugewandt sein möchte. Jetzt aber, da es sich um Richtigstellung weit verbreiteter irriger Ansichten über Begebenheiten von Wichtigkeit handelt, erachte ich es für Pflicht, überall da, wo es von meiner Erzählung heißt: „relata refero“, diejenigen Personen auch namhaft zu machen, von denen ich vernommen habe, was ich wieder erzähle. Und so nenne ich denn den bekannten Schriftsteller Held, der vor alten Zeiten mit den nicht minder als er geistig begabten Männern „v. Sallet und v. Corvin“ jenes wunderliche, nach bürgerlicher Freiheit dürstende „militärische“ Trifolium gebildet hatte, als meinen vorzüglichsten Garant, als eine Autorität, die niemand anzweifeln wird, der nähere Kenntniß von der Betheiligung des Genannten an den revolutionären Bestrebungen des Jahres 1848, sowie von seinem Charakter und Vorleben besitzt. Ich hatte Held bereits in den Märztagen 1848 häufig gesehen und auch reden hören, lernte ihn aber erst 1854 näher und dann auch gründlich kennen in einem zwar deutschen, aber nicht preussischen Badeort ersten Ranges. Ausgewiesen aus Berlin durch den Polizeipräsidenten v. Hindeldey, dessen eiserne Faust seit dem November 1848 auf Preussens Hauptstadt lagerte, hatte Held im Jahr 1850 eine Anstellung als Inspektor bei dem Rhinower Torfstich, unweit Freienwalde, gefunden, sie aber aus mir unbekannt gebliebenen Gründen wieder aufgegeben und war dann nach dem betreffenden Badeorte übergesiedelt. Ein politischer Phantomist sonder Beispiel, war er doch im Uebrigen eine noble, grundehrliche und wahrheitliebende Natur. Ich nannte ihn zuweilen scherzweise attributivisch „demokratischer

Querkopf“, worüber er stets herzlich lachte, nachdem ich ihm mitgetheilt, daß ich diesen sehr bezeichnenden Ausdruck zuerst aus dem Munde des bekannten General v. Schack vernommen hätte, als ich demselben, nach der Besetzung des aufständischen Städtchens Vibra im November 1848, unter den gemachten Gefangenen, die meiner Aufsicht unterstellt worden waren, auch den praktischen Arzt Dr. Neuhaus, Adlatus des geflüchteten Insurgentenführers Dr. Stockmann, vorstellte.

Held verabscheute und mied deshalb auch jedes Hazardspiel. Trat nun ab und zu einer seiner Bekannten mit freudestrahlendem Gesicht und den Worten: „Held! heute habe ich einmal „Glück“ an der Spielbank gehabt“ in die Conditorei ein, in der er täglich seinen Kaffee trank, so schüttelte er unwillig sein Haupt und sagte in feierlich ernstem Ton: „ich bitte Sie dringend, das schöne Wort „Glück“ nicht zu mißhandeln; wählen Sie dafür irgend ein anderes Wort — etwa Dusel, Bommer“ u. dgl.

Mir war die Bekanntschaft mit Held, der, nebenbei gesagt, im Jahr 1854 bereits den größten Theil seiner ursprünglichen Excentricität eingebüßt, und sich, eingedenk seiner ehemaligen Stellung als preußischer Offizier, zu vernünftigeren politischen und kosmopolitischen Ansichten bekehrt hatte, sehr erwünscht, da sie mir Gelegenheit gab, den ursächlichen Zusammenhang der wesentlichsten Ereignisse in Berlin während der Märztage 1848 kennen zu lernen und zu begreifen.

Nach den Mittheilungen, die der Genannte über den Straßenkampf in Berlin mir machte, steht zweifellos fest, daß Fürst Czartoryski, der feurigste Patriot Polens, das Haupt der demokratischen Emigrantenpartei, von derselben

sogar als „König von Polen“ betrachtet, der intellectuelle Urheber desselben gewesen ist. Er, der sein Vaterland so glühend liebte, daß er beim Ausbruch der polnischen Revolution 1830 mit Freudigkeit die Hälfte seines gewaltigen Vermögens zum Opfer brachte, kannte auch in der Folge und bis zu seinem 1861 zu Montfermeuil bei Paris erfolgten Tode kein höheres Verlangen, als Polen der Macht Preußens, Rußlands und Oesterreichs zu entreißen, und es wieder erstehen zu lassen in neuem Glanz und in seiner früheren Ausdehnung. Die Staatsumwälzung in Paris, Februar 1848, an der er sich durch reiche Geldspenden wesentlich betheiligte hatte, war für ihn der geeignete Moment, Hand anzulegen an die Verwirklichung seiner gewaltigen Pläne. Die Dienste, die ihm zur Wiederherstellung Polens von Seite hervorragender Demokraten Preußens und Oesterreichs in Aussicht gestellt worden waren, sollten wett gemacht werden durch Erkämpfung einer Staatsverfassung für beide Reiche. Diese Vereinbarung war zwischen den Agitatoren des Fürsten Czartoryski einer-, Preußens und Oesterreichs andererseits vereinbart worden. „Constitution“ lautete das Lösungswort, durch das alle unzufriedenen Elemente in den genannten Staaten um die polnische Revolutionsfahne geschaart werden sollten. Durch Spirituosen und Geldgeschenke, sowie durch alle nur möglichen und unmöglichen Verheißungen um eine bessere Zukunft, sollte die niedere Volksklasse zunächst bearbeitet und dann, durch täglich ins Werk zu setzende Straßenkrawalle, für den Entscheidungskampf vorbereitet werden.

Bald nach dem Aufstand in Paris begaben sich ganze Schaaren polnischer Emigranten und französischer Umsturz-

männer von der französischen Hauptstadt aus nach Berlin und Wien, um mit ihrer Arbeit, die anfänglich und so lange noch in Preußen und Oesterreich die Polizei regelrecht funktionirte, selbstverständlich nur eine Troglodytenarbeit sein, dann aber, nach Lahmlegung der staatlichen Gewalt, ganz offen und in der frechsten Weise betrieben werden konnte, zu beginnen. Man gebrauchte seitens der fremdländischen Agitatoren anfänglich die List, das massenhafte Einströmen in Berlin und Wien dadurch unbemerkbar zu machen, daß man kurz vor beiden Städten die Eisenbahn verließ und zu Fuß das Ziel zu erreichen suchte. Mir liegt ein Zeitungsbericht aus Berlin vor vom Februar 1849, also aus einer Zeit, in der Hincfelden bereits stark ausgeräumt hatte mit allen gefährlichen oder doch verdächtigen Elementen der Hauptstadt und die Fremdenkontrolle wieder scharf gehandhabt wurde, der deutlich genug das vorstehend Gesagte bestätigt. In diesem Falle, 1849 handelte es sich um eine neue Schilderhebung, da die im Vorjahr bewerkstelligte doch das eigentliche Ziel, nämlich die Befreiung Polens, verfehlt hatte.

Dener Zeitungsbericht lautet wörtlich: Montag, 19. Februar 1849. Das Zuströmen verdächtiger Fremden, namentlich Polen, nach Berlin dauert ununterbrochen fort. Dieselben befolgen die Taktik, daß sie auf den Eisenbahnen bis auf eine oder zwei Stationen von der Stadt entfernt fahren und sich zu Fuß in die Thore einschleichen. Am letzten Montag passirten durch ein einziges Thor 51 solcher Fremden."

In der preußischen Provinz Posen, sowie im österreichischen Kronland Galizien hatte man die für Paris geplante und

in nahe Aussicht gestellte Revolution gar nicht erst abgewartet, sondern bereits früher auf eigene Faust und Gefahr aufrührerische Bewegungen ins Leben gerufen. Dieselben waren aber kläglich genug verlaufen: im Zellengefängniß Moabit-Berlin saßen im März 1848 die seit längerer Zeit inhaftirten, wegen Hochverrath zum Tode verurtheilten polnischen Agitatoren aus den Provinzen Posen und Westpreußen; auf ihre Befreiung sollte vorzugsweise Bedacht genommen werden bei dem in Berlin zu organisirenden Aufstand.

Wie gut die Mittel — Schnaps, Geld, Versprechungen — gewählt waren, die Fäuste der niederen Volksklasse Berlins in Bewegung zu setzen, verkündet die Geschichte der März-tage 1848 mit Flammenschrift. Aber, statt behördlicherseits die ersten Zusammenrottungen am 6. März, einem jener, zum Verderben der arbeitenden Klasse erfundenen, „blauen Montage“ mit Waffengewalt zu zersprengen, begnügte man sich damit, den in dichten Schaaren lärmend und johlend von der an den „Zelten“ abgehaltenen Volksversammlung heimkehrenden Pöbel durch das Brandenburger Thor in die Stadt zurückfluthen und sein wüstes Treiben durch das zu Pferd in der Nähe haltende Garde- Dragoner-Regiment nur beobachten zu lassen.

Alle Lehren aus der Geschichte, so ernst und eindringlich sie auch mahnen, werden fast stets vergessen zu Zeiten, in denen die Geschicke ganzer Staaten und Völker sich zwischen Rettung und Untergang entscheiden. Damals waren erst wenig mehr als fünfzig Jahre — eine verhältnißmäßig kurze Zeit in der Weltgeschichte — seit der großen französischen Revolution in dem Strom der Zeit untergetaucht; aber

dennoch gedachte Niemand mehr der Lehren, die selbst der beschränkteste Verstand aus jenen gewaltigen Ereignissen zu entnehmen und zu begreifen vermocht hatte.

Als in Paris die Schreckensherrschaft schon jahrelang gewährt, und der Pöbel längst gelernt hatte, die executive Gewalt als ein ihm zustehendes Recht zu betrachten, da genügte doch eine einzige energische That von Seite der noch vorhandenen kleinen Ordnungspartei, das gesamte Gefindel nebst seinen Führern in einen ganz übermäßigen Schrecken zu versetzen. Es handelte sich damals um die Unterzeichnung einer von Brissot verfaßten Sturmadresse, welche die sofortige Abschaffung des Königthums verlangte. Rudolfi Straz äußert sich über jenes Vorkommniß wie folgt: „Bereits hatten in Gegenwart einer ungeheuren Menschenmenge auf dem Marsfelde gegen 6000 Personen das Schriftstück, zumeist mit Kreuzen, unterzeichnet, als Lafayette mit starken Bürgerwehrabtheilungen dazwischen schritt. Es kam zum Streit; Steine flogen gegen die Nationalgarde, welche ihrerseits von den Waffen Gebrauch machte, zwölf Menschen mit Gewehrsalven todt niederstreckte und die übrigen in wilde Flucht schlug.

Nichts kann bezeichnender sein, als der jähe Schrecken, welchen diese unerwartete Thatkraft der Liberalen bei den Führern der Umsturzbewegung erzeugte. Danton eilte sofort auf das Land; Desmonlins stellte das Erscheinen seiner Zeitung ein; Marat folgte seinem Beispiel, so daß Frankreich sich einige Tage ohne den „Volkfreund“ behelfen mußte, und verkroch sich in einem Keller; selbst Robespierre, obwohl durch seine Eigenschaft als Abgeordneter vor jeder Verfolgung geschützt, wagte nicht zu Hause zu schlafen und

trieb sich bei seinen Freunden herum. Man erwartete nichts anderes als die sofortige Schließung des Jakobinerklubs und die Verhaftung seiner Führer.“

Wenn nun auch Lafayette und Genossen, anstatt die errungenen Vortheile nachdrücklich zu verfolgen, alsbald die Hände in den Schoß legten und nachträglich noch einen gelinden Schrecken ob ihrer eigenen Sicherheit bekamen, so bleibt doch der ganze Vorfall immerhin merkwürdig! Er zeigt, wie gering der Muth der Volkshaufen und ihrer Führer war, und daß es nur einer wenigstens nennenswerthen Thatkraft des Königs Ludwig XVI., seiner royalistischen Berather und seiner liberalen Beschützer bedurft hätte, um der Schreckensherrschaft in Paris ein jähes Ende zu bereiten. Leider vermochte sich Niemand zu einer höheren Energie aufzuraffen, so daß die einmal begonnene Revolution auch fortschreiten mußte bis zu ihrer eigenen gänzlichen Erschöpfung. — Aehnlich verhielt es sich in den Berliner Märztagen 1848! Hätte man gleich am 6. März, dem Tage, an welchem die ersten aufrührerischen Bewegungen in die Erscheinung traten, die nöthige Thatkraft entfaltet und mit Waffengewalt jene nach Tausenden zählende Bande zerstreut, die sich eben erst anschickte, die gefährlichen Lehren einer Rotte Volksverderber in sich aufzunehmen, so würden uns auch alle jene Greuel erspart geblieben sein, die sich während der Jahre 1848 und 1849 vollzogen haben! Das geschah aber nicht; und da man weit weniger in dem Bewußtsein der eigenen Kraft, als in dem Glauben an die Ohnmacht des Gegners handelte, so mußte sich auch das Schicksal des Staats erfüllen.

Wir schien es in jener unheilswangeren Zeit, als sei

Alles mit Blindheit geschlagen, als könne oder wolle Niemand erkennen die mit jedem Tag, jeder Stunde im Volk wachsende Krankheit, die doch zweifellos in ihrem Fortschreiten das Wesen des Staats und der Familien in ihren innersten Tiefen zu verzehren drohte. Wohin man in jenen Tagen seine Schritte lenkte, — überall gewahrte man mit Schrecken eine überhandnehmende Zügellosigkeit, eine Mißachtung der Gesetze als Folge des im Westen Europas entstandenen und mit kaum noch zu hemmender Gewalt sich heranwälzenden Stromes politischer und sozialer Irrlehren.

Hatte man aber staatlicherseits in den Tagen vom 1. bis zum 13. März mit Gleichgiltigkeit und in vornehmer Verachtung dem wüsten Treiben der niederen Volksklasse zugehört, so ließ doch schon der 13. März — wiederum ein Montag, an dem also a priori „blau“ gemacht wurde — deutlich genug die Illusion erkennen, in der man sich bisher über die wahren Ziele der aufrührerischen Bewegung befunden hatte. Alle Welt schien kopflos geworden zu sein, so daß trotz der sichtlich täglich stärker werdenden Gefahr doch alles unterblieb, was die Vorsicht gebieterisch erheischte. Auch der geringste Verstand hätte doch in jenen Tagen, 13. bis incl. 16. März, in denen der Pöbel zu Tausenden beständig vor dem Königlichen Schloß versammelt war, Breite-, Bruder-, König-Straße u. s. w. derart erfüllt, daß buchstäblich alle Kommunikation gehemmt war, und sein beständiges, dem Grollen unterirdischer dämonischer Mächte vergleichbares Gemurmel, einem mahnenden Geiste gleich, das Ohr der ringsum aus den Fenstern nach der Straße besorgnißvoll hinauslugenden und ängstlich horchenden Bewohner traf, erkennen müssen, wie dringend geboten es war,

die großen offenen Schloßportale mit Eisengittern zu versehen, um wenigstens die nächste Gefahr für den Monarchen und seine Rathgeber zu beseitigen. Aehnliche Vorsicht wäre auch bei den zahlreichen „militärischen Wachlokalen“ geboten gewesen, um dieselben zu einem festen Halt zu machen beim Eintritt größerer Gefahr. Aber an solche Vorsichtsmaßregeln wurde gar nicht gedacht, trotzdem der Pöbel sich oft bis durch die Schloßportale hindurchdrängte und dergestalt das im Schloßhof aufgestellte Militär an dem vollen Gebrauch seiner Waffen verhindert haben würde. —

So war denn der von den Leitern der aufrührerischen Bewegung entworfene Plan wenig mühevoll so weit zur Ausführung gebracht worden, daß mit dem Hauptschlag begonnen werden konnte. Das Militär hatte fast vierzehn Tage hindurch die ärgsten Strapazen zu erdulden gehabt, dabei Spott und Insulten seitens des Pöbels in Geduld hinnehmen müssen; während der reichlich mit Speise und Trank bedacht gewesene Jan-Hagel durch die täglich sich wiederholenden Krawalle, die am 15. und 16. März bereits einen sehr ernsten Charakter angenommen, ja sogar zum Bau von Barrikaden geführt hatten, die nöthige Routine zu dem vorbereiteten Hauptschlage gewonnen hatte. Während aber, wie vorstehend erwähnt, der 16. März zum blutigen Zusammenstoß zwischen Militär und Aufständischen geführt hatte, verlief der nächste Tag, der 17. März, ein Freitag, so vollkommen ruhig und ohne jede Störung der Ordnung, daß alles, was die vorangegangenen Tage an Ausschweifungen und Gewaltthaten in die Erscheinung getrieben hatten, dem Auge des Beobachtenden fast wie ein Traum erschien. Aber eine Bewegung so ernster Art, die bereits drei Wochen

angehalten hatte, konnte unmöglich so plötzlich aufhören, gleichsam im Sande sich verlaufen. So urtheilte jeder Unbefangene; so wird auch die Staatsbehörde geurtheilt haben. Das ergab sich deutlich genug aus dem Umstande, daß auch am Freitag die Truppen tagsüber in den Kasernen konsignirt waren, mit anbrechender Dunkelheit aber die gesammte Garde-Kavallerie vom Brandenburger Thor ab, die Straße „Unter den Linden“ entlang und bis hin zum Opernhaus kampiren mußte. Eine derartige Vorsicht scheint man aber am 18. März nicht mehr für nöthig erachtet zu haben, so daß anzunehmen steht, man habe sich an geeigneter Stelle schließlich doch täuschen lassen durch die erwähnte eben so schnell wie voll eingetretene Ruhe. Der damalige Polizeipräsident v. Minutoli, durch zuverlässige Rundschafter von den Absichten der Agitationspartei unterrichtet, soll es nicht an Warnungen haben fehlen lassen; aber Thatsache ist, daß für den 18. März alle Maßregeln unterblieben waren, die einen etwaigen Massenaufstand gleich im Keime hätten ersticken können. Durch Verstärkung der vielen Wachen, Aufstellung von Biquets an geeigneten Stellen und Bereithaltung der zahlreich vorhandenen Kavallerie würde man für alle Fälle im Stande gewesen sein, wenigstens die Hauptstraßen der Stadt licht und frei zu halten, den Bau von Barrikaden zu hindern, so daß die Beseitigung von Sperrungen in Nebenstraßen eine unbedeutende Arbeit gewesen wäre, falls sie sich überhaupt als Nothwendigkeit herausgestellt hätte

Der Straßenkampf am 18. März ist, um es nochmals zu sagen, nicht ein Werk des Zufalls gewesen, auch nicht durch Mißverständnisse entstanden, wie oft genug von

Zeitungen der verschiedensten politischen Richtung behauptet wurde, sondern muß als eine systematisch vorbereitete Handlung betrachtet werden, für deren Beginn und Ausführung ein bis in die kleinsten Details sich erstreckender Plan ausgearbeitet worden war.

Dieser Ansicht bin ich von Haus aus gewesen nach den an Ort und Stelle gemachten eigenen Wahrnehmungen, und ist dieselbe nur noch bestätigt worden durch den genannten Schriftsteller Held, der besser als jeder Andere die geheimen Fäden der „Berliner Märzereignisse“ kennen gelernt hatte.

Für die Mittagstunde des verhängnißvollen 18. März war das gesammte Proletariat Berlins in die Nähe des Königlichen Schlosses beordert worden; was nicht unmittelbar vor dem Schlosse Platz fände, sollte in den angrenzenden Straßen Aufstellung nehmen und zum Beginn des Barrikadenbaues bereit sein, sobald das Signal dazu gegeben werden würde. Jene beiden Schüsse, die man als „ganz zufällige“ und „so verhängnißvolle“ bezeichnet hat, sind, wie Held mir auf sein Wort versicherte, von einem enragirten Agitator aus einem bereit gehaltenen doppel-läufigen Terzerol in dem Augenblick abgefeuert worden, als das Militär sich anschickte, die gegen das Schloß gefahrdrohend drängende Volksmasse wieder zurückzudrücken. Die beiden Schüsse sollten das Signal sein für diejenigen, die sie zu hören vermochten, während die zurückfluthenden, dann nach allen Richtungen der Stadt sich zerstreuenen Volksschaaren nolens volens am allerbesten den Befehl zum Beginn des Barrikadenbaues weiter verbreiten, und auch zuverlässige Emissäre dafür in allen Stadttheilen sorgen würden.

In dieser Weise ist der Berliner Straßenkampf am 18. März 1848 entstanden! Wie aber jene Geheimboten ihres fluchwürdigen Amtes walteten, möge die nachfolgende Schilderung meiner eigenen Erlebnisse an jenem Tage darthun.

Es war etwa 2 Uhr Nachmittags, als der offene Wagen, der mich und zwei Kameraden — Fähnrich v. Olzjewski, mein Regiments-Kamerad, jetzt Generallieutenant z. D. und Fähnrich v. Seydlitz von der Artillerie — bereits in der Frühe des 18. März nach Charlottenburg hinausgefahren hatte, um dort Freunde von dem zur Verstärkung der Berliner Garnison an demselben Tage aus Stettin eingetroffenen 2. Infanterie-Regiment zu besuchen, durch das Brandenburger Thor wieder in Berlin einfuhr und wenige Minuten später vor der damaligen, Ecke der Linden und Neustädtische Kirchstraße gelegenen Konditorei Giovanolli hielt, wo wir ihm entstiegen. Wir hatten auf der Fahrt vom Brandenburger Thor bis zu dieser Stelle nicht das geringste Auffällige wahrgenommen, uns nur gewundert über die sowohl „Unter den Linden“ wie in den sie kreuzenden Straßen ersichtliche Menschenleere. Wir ahnten nicht, konnten nicht ahnen, daß die Hälfte der gesammten Arbeiterbevölkerung der Hauptstadt vor dem königlichen Schloß versammelt war, indeß die andere Hälfte in Schnapsläden, Kellern und Spelunken niedrigster Art des Befehls zum Bau der Barrikaden harrete.

Und wie auf den Straßen, so bemerkten wir auch in der Konditorei nichts Verdächtiges, nichts Auffälliges unter den anwesenden Gästen. Man schaute nur etwas verwundert nach dem Fähnrich v. Seydlitz hin, der sich, wie

er nicht anders durfte, in Uniform befand. Fähnrich v. Olszewski und ich hatten nach abgelegtem Offizierexamen einen uns bewilligten vierwöchentlichen Urlaub angetreten, und trugen deshalb Civillleidung. In jenen Tagen, namentlich aber am 18. März, erschien es allerdings wie Tollkühnheit oder gar Provokation, auf der Straße oder in öffentlichen Lokalen in Militärkleidung zu erscheinen.

Behaglich rauchten wir eine Cigarre und waren eben dabei, eine Partie Domino über die Bezahlung des genossenen Kaffees entscheiden zu lassen, als hastig die von der Straße in die Konditorei führende Thür aufgerissen wurde und eiligen Schritts ein Mann mit mächtigem Demokratenbart, hochgeröthetem Antlitz und flammendem Blick hereintrat. Er setzte sich nicht, bestellte auch nichts, offenbarte aber sehr bald den Zweck seines Besuches. Denn mit Stentorstimme rief er den im Lokal versammelten Gästen zu: „Wie, meine Herren! Sie können hier noch sitzen, in aller Gemüthruhe Kaffee schlürfen, Kuchen essen und Zeitungen lesen?“ Und dann, den Ton seiner Stimme bis zur Raserei steigend, „auf zu den Waffen, wer kein Feigling, kein Volksverräther ist! man mordet das Volk, unsere Söhne und Brüder, die vor dem Schlosse erschienen waren, ihrem König zu danken für Bewilligung von Preßfreiheit und Einberufung des Landtags. Mindestens 500 von ihnen nezen jetzt mit ihrem Herzblut, decken mit ihren todten Leibern das Straßenpflaster!“ — Die Wirkung dieser Worte läßt sich nicht entfernt schildern! Entrüstet, erstaunt, sprachlos blickte Alles dem schnell davon eilenden Sprecher nach. Dann aber bemächtigte sich des größten Theils der anwesenden Gäste eine unbeschreibliche Aufregung.

Niemand schien an der Richtigkeit der eben vernommenen Botschaft zu zweifeln; ein Jedes suchte sich das vermeintliche Faktum nach seiner Art zu erklären. Meine Kameraden und ich glaubten zwar nicht einen Augenblick an jene „mindestens 500 Tödtel;“ aber doch bezweifelten auch wir nicht die Möglichkeit eines vor dem königlichen Schlosse stattgehabten Kampfes. Erst fünfzehn Stunden später, in der Frühe des 19. März, sollte sich das Gebahren des Revolutionsausschusses und seiner Kreaturen in seiner vollen Niedertracht offenbaren! Denselben Kerl, der in der Konditorei Giovanolli jenen lügenhaften Bericht zu dem Zweck verkündet hatte, auch bessere Stände mit Zorn gegen die soi-disant „verthierte Soldateska“ zu erfüllen, sahen wir noch aus einem öffentlichen Lokal in das andere eilen, als wir schnellen Schrittes die „Linden“ entlang zogen, um zunächst das Gebäude der „Bereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule“ zu erreichen. —

Dieser Vorgang, den meine beiden Kameraden nur pure Würden bestätigen können, beweist besser als alles Uebrige, wie der Aufstand in Berlin entstanden ist, und welcher ehrlosen Mittel man sich dabei bediente! —

Ob schon vorstehende Mittheilungen zur Genüge auch schon den zweiten Theil der Eingangs dieses Artikels gestellten Fragen beantworten, so will ich doch, schon um etwaigen Einwänden von anderer Seite her zu begegnen, noch im Besondern Beweise dafür beibringen, daß jene aus Paris, der Provinz Posen u. s. w. nach Berlin gekommenen Agitatoren, im Verein mit einigen Gesinnungsgenossen deutscher Nationalität, das theilweise Gelingen ihrer Pläne nur dem Handwerker- und Arbeiterstand, in der

Hauptsache aber der niedrigsten Volksklasse Berlins zu danken haben.

Daß die eigentlichen Aufwiegler nur zum geringsten Theil Deutsche, vielmehr Polen und Franzosen waren, steht außer allem Zweifel. Die bedeutenden Geldopfer, die gebracht werden mußten, flossen nicht aus Berliner Taschen, — Berlin verstand sich damals noch nicht auf Inszenirung von Straßenkämpfen; auch waren die Geldbörsen seiner hervorragendsten politischen Wähler leer — sondern aus jener Quelle, die ich bereits bezeichnet habe. Nie rourlirten französische Goldmünzen zahlreicher in Berlin, als in den Märztagen 1848! Bei der Lynchjustiz aber, die am 19. März und an den folgenden Tagen in der preußischen Hauptstadt geübt wurde, handelte es sich stets um Verrath, der an diesem oder jenem „Polen“ sollte verübt worden sein. Mein Regimentkamerad und ich eilten am 19. März und auch an den nächsten Tagen rastlos von Platz zu Platz, von Straße zu Straße, überall dahin wo — cum venia — „was los“ war, alles erspähend, alles ergründend. So wurden wir denn auch Zeugen der Gewaltakte, die in den Vormittagstunden des 19. März „Unter den Linden“ an dem Hofhandschuhmacher Bernicke, in später Abendstunde desselben Tages aber Ecke der Königs- und heilige Geist-Straße an dem Major Preuß vollzogen wurden. Beide wurden, wie man uns auf Befragen mittheilte, beschuldigt, „Verrath geübt zu haben an einem Polen“!!! erstem vernichtete man sein ganzes, sehr bedeutendes Waarenlager, zerriß die aufgespeicherten Glacéhandschuhe zu Tausenden von Paaren und warf sie dann auf die Straße oder stahl auch, entgegen der von den

Führern des Aufstandes ausgegebenen Devise „heilig ist das Eigenthum“, während man dem andern seine ganze Wohnung leerte, sämtliche Mobilien auf die Straße schleppte und sie dicht vor dem betreffenden Hause unter dem Brüllen und Sauchzen eines von Alkohol und Freiheitschwindel trunkenen Böbels verbrannte. Lange Jahre hindurch hat Major Preuß vergeblich um die Rückerstattung einer Summe von 50 000 Thaler petitionirt, die sich, seiner Angabe nach, in jenen Mobilien befunden hatten und mit verbrannt waren. — Die Elemente aber, die sich in überwiegend großer Zahl an dem Straßenkampfe betheiligten, waren: Gesellen, Lehrlingen, Arbeiter und Bummler. Das zeigte schon ein Blick auf die Volksmenge, die anfänglich täglich nach den „Zelten“ hinauswanderte, später dann, während des ganzen Tages und bis in die Nacht hinein das königliche Schloß umstand, endlich aber am 18. März Barrikaden baute und dahinter Aufstellung nahm. Wem aber, wie mir, Gelegenheit ward, jene Hunderte von Individuen zu schauen, die während des Kampfes, theils hinter den genommenen Barrikaden, theils in den erstürmten Häusern zu Gefangenen gemacht und bis zum Morgen des 19. März im Schloß detinirt worden waren, dem wird es auch rein unmöglich sein an eine nennenswerthe Betheiligung der Bürgerschaft Berlins bei dem Straßenkampfe zu glauben. Ich gewährte jenen, von einer Eskadron der Berliner Gardemulanen nach Spandau eskortirten Transport von Gefangenen im Thiergarten, auf der Chaussee nach Charlottenburg, bei dem Lichte des eben aufdämmernden Morgen. Eine kurze Rast, die er an den ersten Häusern Charlottenburgs machte, gab mir bei dem schnell zunehmenden Tageslicht die

beste Gelegenheit, die Elemente des nächtlichen Straßenkampfes zu prüfen. Und da muß ich denn doch offen gestehen, daß ich unter den vielen Gefangenen nicht einen einzigen zu erblicken vermocht habe, von dem angenommen werden konnte „er hätte nach Freiheit gedürstet“ und nur für sie sein Leben in die Schanze geschlagen. Nicht nach Freiheit, sondern nach „Schnaps“ werden wohl fast ausnahmslos alle jene verführten, beklagenswerthen Menschen gedürstet und denselben auch, wie der Augenschein lehrte, im Uebermaß zu trinken bekommen haben! Fast Alles von ihnen stak in Jacken und Beinkleidern aus halbleinenem und baumwollenem Drell; nur Wenige waren bekleidet mit sehr kurzen Röcken in der bekannten undefinirbaren, grau, braun, gelb, schillernden Farbe. Man fühlte Mitleid mit den unglücklichen Opfern gemeiner Verführungskünste und das um so mehr, als keiner ihrer Verführer unter ihnen zu erblicken war. Die Aufwiegler waren klug genug gewesen, sich am Kampfe entweder gar nicht oder doch nur dann zu betheiligen, wenn hinreichende Sicherheit für ihr eigenes Leben geboten schien. Der klägliche Anblick, den die gefesselten, dürftig gekleideten, zum größten Theil verwundeten Gefangenen dem Beobachter gewährte, macht einigermaßen den Unwillen erklärlich, der sich der niederen Volksklasse Charlottenburgs, beim Durchzug der Gefangenen durch die Hauptstraße ihrer Stadt, bemächtigte und schließlich in Mißhandlung einzelner Gefangenen ausartete. Selbstverständlich zügelten die eskortirenden Ulanen solchen nicht zu billigen Erguß patriotischer Gesinnung in sehr energischer Weise. — Schließlich muß auch das gleich nach dem 18. März erschienene Namenverzeichnis aller gebliebenen Aufständischen

als ein evidenter Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung, daß nämlich fast ausschließlich die niedere Volksklasse am Straßenkampf betheilig gewesen ist, betrachtet werden. Ich zählte bei der Beerdigung der gebliebenen Aufständischen am 22. März etwa 270 Särge; jeder Abtheilung von 50 „schwarzen“ Särgen, in denen „männliche“ Leichname ruhten, hatte man einen „gelben“ Sarg beigegeben, in welchem eine jener „weiblichen“ Personen schlummerten, die ihre Neugier mit dem Verlust des Lebens hatten büßen müssen. Durch meine Zählung soll aber keineswegs die wirkliche Anzahl der Gebliebenen festgestellt sein; einige der letzten sind abgesehen beerdigt worden, viele Verwundete nachträglich gestorben, also auch nicht am 22. März zur Beerdigung gelangt. Ich wollte nur constatiren, daß das Resultat meiner Zählung ziemlich genau übereinstimmte mit der erwähnten Todtenliste. In jener Todtenliste aber fanden sich, abgesehen von den wenigen zufälliger Weise ums Leben gekommenen Frauen und Mädchen, so weit mir noch erinnerlich ist, nur zwei Personen verzeichnet, die nicht dem Handwerker- oder Arbeiterstand angehörten, von denen aber der eine, Referendar v. Holzkendorff, wie ich bestimmt weiß, auch nicht zu den Aufständischen gezählt werden darf, während bei dem andern, v. Lenzki oder Lenzky?, irre ich nicht ebenfalls Jurist, nur durch seinen polnisch klingenden Namen die Annahme zulässig erscheint, als wäre er an dem Aufstande thätig betheilig gewesen. Die Forschungen, die ich über ihn anstellte, sind erfolglos geblieben, während in Betreff des Referendars v. Holzkendorff nie ein Zweifel bestanden hat. Zur Tröstung, nöthigenfalls zum Beistand, zu der ihm verwandten Familie, Gym-

nassaldirektor Dr. Augustin, nach dem Köllnischen Gymnasium geeilt, vor welchem sich die stärkste aller erbauten Barrikaden hinzog, fiel Referendar v. Holzendorff als ein beklagenswerthes Opfer leicht erklärlicher Irrungen, gleich nachdem das erwähnte Hinderniß durch das 1. Garde-Regiment genommen worden war und einzelne Mannschaften desselben sich blutige Bahn gebrochen hatten in die angrenzenden Häuser, aus denen auf das Militär geschossen worden war. Eiliger und wohl auch weniger höflich als die Vorsicht gebot, war Referendar v. Holzendorff den in das Köllnische Gymnasium eingedrungenen Soldaten entgegen getreten, die nun in ihrer leicht erklärlichen Strenge um so weniger einen Fehlgriff zu thun vermeinten, wenn sie den in nicht höflicher Weise sie Anredenden ohne Zögern über die Klinge springen ließen, als Referendar v. Holzendorff zu seinem Unglück durch einen starken Bollbart, den zu jener Zeit beim Militär sehr verhaßten sogenannten Demokratenbart, verdächtigt ward. — Daß auch einige Bürger Berlins an dem Straßenkampfe theilhaftig gewesen sind, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden; sie haben aber für alle Fälle besser verstanden, ihr Leben zu salviren, als die armen verblendeten Arbeiter. Von gebliebenen Bürgern wußte jene Todtenliste wenig oder nichts zu melden; es handelte sich in ihr nur um Seidenwirker-, Schneider-, Schuhmacher-, Schmiede- u. s. w. Gesellen, resp. Lehrlinge, Hausknechte, Arbeitsmänner, Maschinenbauer und dem Aehnliches. Die Verluste auf Seite des Militärs waren verhältnißmäßig nicht hoch zu nennen, da den hinter den Barrikaden kämpfenden Aufständischen nur wenige Schußwaffen zur Verfügung gestanden hatten. Tödtungen und schwere Verwundungen

beim Militär erfolgten fast ausschließlich durch Individuen, die der Berliner Schützengilde angehörten und gute Uebung im Schießen hatten. Aber aus sicherem Versteck in den Häusern, nicht im ehrlichen Kampf sandten jene Mordgesellen das tödtliche Blei in die offen sich ihnen darbietende ehrliche Soldatenbrust. Solch ein feiger und erbärmlicher Wicht muß jenes Individuum gewesen sein, das durch eine Doublette aus seinem guten Jagdgewehr den mit einem Zuge Garde-Ulanen durch die Friedrichstraße arglos hinreitenden Lieutenant v. Bastrow, sammt seinem Pferd, an der Ecke der Taubenstraße in den Staub warf. Wehmuthsvoll betrachteten Fähnrich v. Olszewski und ich auf unserer Wanderung durch die Straßen Berlins am 19. März das noch in später Abendstunde an der bezeichneten Stelle in einer großen Blutlache daliegende Pferd — ein mächtiger brauner Wallach — und mit Entrüstung hörten wir von Umstehenden die verübte feige That eines „der Schützengilde angehörigen Berliner Bürgers“ — seinen Namen habe ich im Laufe der langen Jahre wieder vergessen; was nützte auch die Kenntniß desselben! — als eine heldenmüthige Handlung preisen! — — —

III.

Welche Ursachen haben die Zurückziehung des Militärs von den Straßen und Plätzen, dem Königlichen Schloß und der Schloßwache veranlaßt?

Auch diese Frage vermag ich, vorzugsweise gestützt auf ganz zuverlässige Mittheilungen, fast ebenso exakt zu beantworten, wie die vorangegangenen.

Es ist bereits dargethan worden, daß Niemand verantwortlich gemacht sein will für die Zurückziehung der Truppen aus Berlin am 19. März 1848, um nicht das an jene Maßregel sich knüpfende Odium auf sich nehmen zu müssen. Ich glaube aber auch, daß es ganz überflüssig wäre, noch länger nach denjenigen Personen zu forschen, die vorzugsweise für die Zurückziehung der Truppen gewirkt haben könnten. Denn nach allem, was sich seit dem Beginn des Barrikadenbaues am 18. März unter den Augen des Königs zugetragen hat, muß ganz entschieden dafür gehalten werden, daß Einstellung des Kampfes und Zurückziehung des Militärs einzig und allein aus freier Entschlie-
ung des Königs und auf seinen direkten Befehl erfolgt sind.

König Friedrich Wilhelm IV. besaß ein edles, sanftes und menschenfreundliches Herz, das alle seine Unterthanen

mit gleicher Liebe umfaßte und darum auch geblutet haben wird, als der Befehl zum Kampf am 18. März ertheilt werden mußte. Aber doch hätte alle Sanftmuth und Milde dem Monarchen nie dazu bewegen können, seiner königlichen Würde auch nur den geringsten Abbruch zu thun; er wahrte sie stets mit peinlichster Gewissenhaftigkeit.

..... „Denn in Preußen muß der König regieren, und Ich regiere nicht, weil es also Mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es! sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will Ich auch regieren.“ — Diese Worte, die König Friedrich Wilhelm IV. am 6. Februar 1850 an die im Rittersaale des königlichen Schlosses in Berlin versammelten Kammern richtete, sind es wohl werth, der Vergessenheit entrißen zu werden; sie beweisen besser als alles Uebrige, wie der schwer gepriifte Monarch über die Würde eines Königs von Gottes Gnaden dachte. Und solche Anschauungsweise machte es ihm dann auch nicht schwer, mit Ernst gegen einen Theil seiner Unterthanen einschreiten zu lassen, der sich, wenn auch verführt durch Ränke und Künste aller Art, doch erdreistet hatte, die königlichen Prerogative antasten zu wollen. Es ist That-
sache, daß der König entschlossen gewesen ist, den einmal begonnenen Kampf auch auszukämpfen und erst zu enden nach völliger Niederwerfung des Aufstandes. Es dunkelte bereits; doch konnte man noch deutlich genug vom Schloß aus die Phasen des Kampfes auf den nächst gelegenen Straßen erkennen, als von neuem eine städtische Deputation vor dem Könige erschien, um von ihm die Einstellung des Kampfes zu erbitten. Man wollte sich, falls diese Bitte Gehör fände, für die schleunigste Wiederherstellung von

Ruhe und Ordnung verbürgen. Da antwortete der König hoheits- und würdevoll: „meine Herren! Ich verlange vor allen Dingen Gehorsam, wie Meine Unterthanen ihn Mir schulden;“ und dann, die Deputation an ein Fenster führend, das einen Blick nach der Breite- und Königs-Straße gewährte, fuhr er mit gehobener Stimme fort: „sehen Sie, meine Herren! Breite-Straße und Königs-Straße sind bereits im Besiz meiner braven Truppen, und nicht lange wird es währen bis zur vollständigen Niederwerfung des Aufstandes.“ Diese Entschlossenheit ist zwar wenig in Einklang zu bringen mit dem Ende des blutigen Dramas; aber doch spricht sie dafür, daß während des 18. und 19. März überall nur der Königliche Wille maßgebend gewesen zu sein scheint. Nicht die zahllosen Bitten und Vorstellungen Einzelner, wie ganzer Korporationen, Berufener und Unberufener, um Beendigung des Kampfes, haben die ursprünglichen Entschließungen des Königs zu ändern vermocht, sondern einzig und allein die Sorge um die schwer leidende Königin, derer in dem Erlaß „An Meine lieben Berliner“ in rührendster Weise gedacht wird, ist es gewesen, was einen Wandel herbeigeführt hat. —

Vor einigen Wochen veröffentlichte Otto Berthes in den „Preuß. Jahrbüchern“ einen sehr lesenswerthen Aufsatz zur Geschichte der Märztage 1848, in welchem gleichfalls behauptet wird, daß König Friedrich Wilhelm IV. ganz persönlich die Zurückziehung der Truppen aus Berlin angeordnet hat, und daß auch der Aufruf „An Meine lieben Berliner“ vom König eigenhändig geschrieben war.

„v. Bodelschwingh“ heißt es in jenem Artikel, „hat den Abzug der Truppen entschieden bekämpft und deshalb

einen harten Strauß mit dem Grafen Arnim gehabt. Der König selbst ertheilte die Befehle zur Zurückziehung der Truppen an seine Adjutanten.“ — Der Verfasser des Aufsatzes theilt dann folgenden ihm zur Verfügung gestellten Originalbefehl mit: „Auf Allerhöchsten Befehl sollen die den Barrikaden gegenüberstehenden Truppen sich ruhig von denselben entfernen.“

Berlin, den 19. März 1848.

v. Neumann, Generallieutenant.

Dieser Befehl ist mir bereits im Mai oder Juni 1852 bekannt geworden und zwar durch den General v. Neumann selbst, den ich zufällig und auf ganz eigenthümliche Art kennen lernte. Zu der erwähnten Zeit befand ich mich auf einer Reise nach Oesterreich, von der ich, menschlicher Voraussicht nach, nicht mehr zurückkehren würde nach Preußen, vorübergehend in Dresden. Mich erfüllte das leicht erklärliche Verlangen, die viel gepriesenen Schönheiten der „Sächsischen Schweiz“, da ich ihnen einmal so nahe war, nun auch mit eigenen Augen schauen zu dürfen, und so begab ich mich denn zunächst nach der Dampf- und Eisenbahnstation Rathen, um von dort aus die „Bastei“ zu ersteigen. Angelangt an jener bekannten, mit einem Eisengitter umschlossenen Stelle, die als der beste Aussichtspunkt gilt, verhinderte ein bereits anwesender, in Civil gekleideter Herr, dessen rechten Arm eine Dame umfaßt hielt, das unmittelbare Herantreten an die Brüstung des sehr beschränkten Platzes. Ich trat links seitwärts des betreffenden Herrn und vertiefte mich so sehr in die wunderbar ausgewaschenen, zerklüfteten und zerrissenen

Sandsteinmassen, sowie in die majestätisch dahinfließende goldglänzende Elbe, daß ich nicht eher die Anwesenheit einer an meine rechte Seite inzwischen herangetretenen Person wahrte, als bis der vor mir stehende Herr sich nach ihr wendete und dann freundlich lächelnd sagte: „Schwarzer, ihr raucht da einen verfluchten Tabak; ich will euch ein besseres Kraut geben.“ Dieser „Schwarze“ war aber, wie ein einziger Blick nach ihm mich lehrte, kein Neger oder dem Ähnliches in Betreff der Hautfarbe, sondern ein Schornsteinfegergesell, der seine Attribute — Kugel, Leine und Besen — vor dem Restaurant auf der Bastei abgelegt hatte, um sich gleichfalls von dem erwähnten Standpunkt aus für einige Augenblicke an den Schönheiten der Natur zu erquicken. Im Nu hatte ich, sobald ich das sehr distinguirte Aussehen des bereits alternden Herrn, dessen höchst gewinnendes Gesicht ein schon stark ergrauter Schnurrbart zierte, gewahr geworden war, meinem Cigarrenetui einen „Rauchstengel“ entnommen und denselben dem „Schwarzen“ mit dem Bedeuten überreicht, ihn nun auch alsbald anzuzünden, als jener Herr in jovialer Weise zu mir äußerte: „nun bitte ich aber, daß Sie eine von meinen Cigarren rauchen, da ich ja Veranlassung gegeben habe, daß Sie sich einer Ihrer Cigarren beraubten. Ich bin der General v. Neumann!“ Ich senkte den bereits gelüfteten Hut tiefer und nannte dann auch meinen Namen und Stand, worauf General v. Neumann mir die Ehre erwies, mich bei sich zu behalten während des ganzen Tages und bis zum Aussteigen aus dem Dampfschiff unterhalb der Brühl'schen Terrasse in Dresden, zu später Abendstunde.

Während des Gesprächs mit ihm und seiner sehr leutseligen Gemahlin fand ich zunächst Gelegenheit, den Zweck meiner Reise nach Oesterreich zu erörtern und sodann von den Hoffnungen zu sprechen, die ich an dieselbe knüpfte. General v. Neumann schüttelte dazu ungläubig sein ehrwürdiges Haupt, versicherte mich aber seines Raths und Beistandes, falls jene Hoffnungen sich nicht erfüllen sollten. — Nun, er hat sein mir gegebenes Versprechen in der Folge auch einlösen können, der alte brave und menschenfreundliche Herr! Ich habe ihn in den 50er Jahren in seiner „Breitestraße“, im königlichen Marstallgebäude, gelegenen Wohnung zu Oesterem besuchen, ihm mein schweres Leid klagen dürfen. An seinem Wollen, meine Geschicke — es handelte sich für mich, wie ich nicht unerwähnt lassen will, um nachträgliche Erlangung einer Pension — zum Bessern zu wenden, hat es nie gefehlt; aber er hat erfahren müssen, daß auch sein Einfluß nicht gewachsen war dem einer anderen, seiner Zeit viel genannten Persönlichkeit in hoher militärischer Stellung. Gott habe meinen treuen Gönner selig! —

Begreiflicher Weise lenkte sich die Unterhaltung zwischen dem General v. Neumann und mir alsdann auch auf die Berliner Märzereignisse 1848 hin, die damals erst vier Jahre hinter uns lagen, demnach noch lebendig in unserer Erinnerung hafteten. Auf meine Frage, wer den Befehl zur Zurückziehung des Militärs aus dem Kampf ertheilt hätte? antwortete General v. Neumann analog dem vorerwähnten Originalbefehl vom 19 März und fügte noch hinzu, daß die gesammte Umgebung des Königs, nicht ausgenommen diejenigen, die sich bis dahin mit größter

Entschiedenheit gegen jene gefährliche Maßregel erklärt gehabt, von dem Augenblick an, da der Allerhöchste Wille, den Kampf einzustellen, sich in unzweideutigster Weise kund gegeben hatte, bemüht gewesen sei, demselben nun auch so schnell wie möglich Geltung zu verschaffen.

Diese Erklärung harmonirt vollständig mit dem selbstständigen Vorgehen des General v. Möllendorff, dessen treue Hingebung an seinen Königlichen Herrn ungeahnt in schneller Aufeinanderfolge die noch wichtigeren Ereignisse, nämlich die Zurückziehung des Militärs aus Schloß und Schloßwache herbeiführte.

General von Möllendorff hatte in früher Morgenstunde das Königliche Schloß verlassen und sich in nördlicher Richtung fortbegeben in der Absicht, mit den Aufständischen zu parlamentiren, ihnen den Entschluß des Königs bekannt zu machen, sie zur Niederlegung der Waffen zu veranlassen. Aber man respektirte nicht seine Eigenschaft als Parlamentär, nahm ihn vielmehr gefangen, um ihn als eine geeignete Geißel zur Hand zu haben. Die That folgte dem Entschluß auf dem Fuße; General v. Möllendorff wurde entweder in der Draniensburger- oder in der Linienstraße — ich weiß es nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben — ergriffen und nach dem nahe gelegenen ehemaligen Schützenhause der Berliner Schützengilde geführt; der Vorgang dann aber ungesäumt nach dem Schlosse gemeldet.

Mein Gewährsmann, Schriftsteller Held, bezeichnete den Thierarzt Urban in Berlin als denjenigen, dem das zweifelhafte Lob gebühre, jene in ihren Folgen äußerst wichtige Handlung sowohl geplant wie auch ausgeführt zu haben! . . .

Wer Urban, den Mann mit eisenfestem Charakter, der aus seiner demokratischen Gesinnung nie ein Fehl machte, ihr auch treu geblieben ist bis zu seinem Tode, persönlich gekannt hat, der wird das ohne jede besondere Versicherung gern glauben.

— — — Die Kunde von der Gefangennahme des General v. Möllendorff trug Verwirrung und Bestürzung ins Königliche Schloß und erschütterte vorzugsweise den König. Ihm war berichtet worden, daß man seitens der Aufständischen die Freilassung des General v. Möllendorf von der Zurückziehung des Militärs aus dem Schloß abhängig mache, lezte aber der Freilassung vorgehen müßte, so daß der König, besorgt um das Schicksal des hoch in seiner Gunst und Achtung stehenden Generals, zu dessen baldiger Befreiung die Räumung des Schlosses anbefahl.

Es erscheint diese Maßregel auf den ersten Blick als ein schweres Wagniß! Ein Wagniß lag ja unbestreitbar darin; aber doch war die Größe desselben fast bedeutungslos gegenüber einem andern Ereigniß, das sich fast unmittelbar an jenes angeschlossen. Noch befanden sich fast sämtliche Truppen des Garde-Corps, ja sogar noch einige Linien-Regimenter, in Berlin oder doch ganz in der Nähe der Residenz. Es hätte also, wäre es nöthig geworden, dem letzten im Schloß befindlichen Militär, der Schloßwache, Beistand zu leisten, nur weniger Minuten bedurft, um die erste Hilfe herbeizuschaffen. Der Weg in das Innere des Schlosses und bis zum König hätte selbstverständlich nur über die Leichen der gesammten Wachmannschaften führen können, die seit dem Mittag des 18. März

und bis hin zu demselben Zeitpunkt des folgenden Tages, den hohen und ehrenden Beruf hatten, das Leben ihres obersten Kriegsherrn vor jeder Gefahr zu schützen. —

Wie nun aber ein Fehler den andern, ein Verbrechen das andere erzeugt, — Alles ähnlich jenen immer neu entstehenden, immer weiter werdenden Kreisen, die ein in das trübe Wasser eines Sees geworfener Stein verursacht, so geschah es auch mit der ersten Konzession, die den Aufständischen am Morgen des 19. März gemacht wurde. Ein Fehler folgte dem andern, der folgende immer größer, als der vorangegangene! Erst sollte das Militär nur zurückgezogen werden aus seiner Stellung „gegenüber den Barrikaden“; schließlich jedoch kam es dahin, daß auch die Schloßwache abziehen und der letzte Hort des Königs schwinden mußte! Wie aber das unmöglich Scheinende, nämlich die Räumung der Schloßwache, dennoch ermöglicht worden ist, darüber will ich dem geehrten Leser alles dasjenige mittheilen, was ich theils selbst erlebt, theils in Erfahrung gebracht habe.

Als General v. Möllendorff, den man auch dann noch nicht aus seiner Gefangenschaft entließ, als bereits die Kunde von der Räumung des Schlosses bis zum Schützenhause gedrungen war, mit sicherem Blick die Gefahr erkannte, die dem König drohte, ließ er „Urban“ vor sich kommen und bat und beschwor ihn, schleunigst Sorge tragen zu wollen für die Sicherheit des Staatsoberhauptes durch Besetzung des Schlosses mit einer starken und zuverlässigen Schaar von Mitgliedern der Schützengilde.

Urban war ein Starrkopf, ein Demokrat mit Leib und Seele; aber doch hätte er auch sein Leben hinzugeben ver-

mocht für den König, falls dessen eigenes Leben in Gefahr gewesen wäre. Und so sicherte er denn dem General v. Möllendorff um so bereitwilliger die Erfüllung jener Bitte zu, als ja unschwer vorauszusehen war die dominirende Stellung, die der Revolutionspartei durch die Besetzung des Schlosses von selbst zufallen müsse. An eine Ablösung der noch im Schloß befindlichen Militärwache dachte sicherlich er so wenig, wie General v. Möllendorff; erst dem Führer der schnell organisirten und dann ohne Verzug sich nach dem Schloß hin in Bewegung setzenden ziemlich starken Abtheilung bewaffneter Bürger, wurde es schon auf dem Marsch klar, welche Hoffnungen sich an die Besetzung des Schlosses durch Nichtmilitärs knüpften. Aus dem Gejohl und Gebrüll des die dahin schreitende bürgerliche Mannschaft begleitenden Pöbels, der immer zahlreicher wurde, je mehr man sich der Kurfürstenbrücke und dem Schloß näherte, vernahm man stets deutlicher Rufe, die das Verlangen kundgaben, das Militär bis auf den letzten Mann aus dem Schloß zu entfernen und in dieser Weise den König ganz in die Gewalt des Volkes, d. h. des Pöbels, zu bringen. Die Erfüllung dieses Verlangens, so unerhört es auch war, vollzog sich schneller, als sich ahnen ließ. Angelangt beim Schloß, vermochte die erwähnte Abtheilung bewaffneter Bürger sich nur mühsam Eingang in dasselbe zu verschaffen. Der Pöbel, der ihre ganze Bahn begleitet hatte, vermischte sich im Nu mit dem fast noch gemeineren Volkshaufen, der vor ihm bereits in den Schloßhof eingedrungen war und die dort längst ins Gewehr getretene militärische Wache in der rohesten Weise insultirte. Es wahrte nur wenige Augen-

blicke und — die Schloßwache fand sich im Besitz des Volks!!

Dem geehrten Leser dürfte es nicht unlieb sein zu vernehmen, in welcher Weise sich dieser Akt, das bedeutungsvollste Ereigniß während der Märztage 1848, vollzogen hat. „Aus dem Papierkorbe eines Achtundvierzigers“ — die Letzten vom Regiment — lautet der Titel, unter welchem gleichfalls ein Augenzeuge des Straßenkampfes in Berlin seine Kenntniß über den betreffenden Vorgang im Königlichen Schloß bekundet. Von dem Pathos, mit welchem der offenbar stark demokratisch gefärbte Verfasser den sogenannten Völkerfrühling verherrlicht, darf man um so bereitwilliger absehen, als Autor offenbar eine anständige Natur ist, der es denn auch nicht möglich war, den „Böbel“ anders zu nennen, als bei seinem wahren Namen.

„Höher und höher“, heißt es in dem betreffenden Artikel, „von milden Frühlingswinden umfächelt, steigt die Sonne des 19. März am unbewölkten Himmel empor und beleuchtet grell den Schauplatz der Empörung und Zerstörung. Durch Waffenstillstand für den Augenblick im Zaum gehalten, jedoch zu neuem, wilderem Kampfe bereit, stehen die Söhne eines Vaterlandes, Grimm und Haß im Busen, wie zwei feindliche Brüder sich gegenüber. Und die Zunge in der Wage von Preußens Geschick steht still: Hier die blutgefüllte Schale, dort die Schale des Friedens. Mit banger Erwartung und fiebernder Ungeduld wenden sich aller Blicke nach dem stolzen Königshause zu Köln an der Spree, wo die Entscheidung in den Händen eines Mannes liegt, dessen Nachen, aus „der Schönheit und des Wissens stillem Schattenlande“, aus dem mondbeglänzten träumer-

ischen See in das sturmgepeitschte wilde Meer des Lebens gerissen, halt- und steuerlos zu schwankeu begann. Aller Augen sind nach dem Schlosse gerichtet — da schnellst die blutgefüllte Schale hoch empor, und blitzesschnell von Mund zu Mund bis in die entfernteste Hütte getragen, ertönt das Wort: Ich will Frieden haben mit meinem Volke.

Es war gegen neun Uhr Morgens, als die Truppen die Ordre zum Abzuge empfangen. Nicht als Sieger, doch unbefiegt, dem Befehle ihres Kriegsherrn gehorsam, scheiden sie von dem Schauplatze eines Kampfes, in dem für sie kein Lorbeer zu pflücken war. Und hätten die Krieger, wie es ja vielleicht in ihrer Macht lag, mit gewaltiger Faust den Aufstand niedergeschlagen, hätten sie über Blut und Leichen, über dem eingeäscherten Berlin ihr Banner aufgepflanzt — war hier Lorbeer zu ernten, war hier Ehre zu mehren? In ernstem und düsterem Schweigen sehen wir die Colonnen sich ordnen und zum Brandenburger Thor hinausrücken, hier links nach dem Potsdamer Thor abschwenkend. Manches Knie, mancher Arm zittert, doch nicht vor körperlicher Schwäche; krampfhaft umklammert die festgeschlossene Hand das Gewehr; fest drückt sich Lippe auf Lippe, und sogar Thränen, große Thränen rollen aus manchem gesenkten Soldatenauge. Dem Befehle ihres Kriegsherrn gehorsam, haben sie die schwere Schlacht geschlagen gegen die Brüder in der Hauptstadt; dem Befehle ihres Kriegsherrn gehorsam, kämpften sie jetzt den schwereren Kampf, den Kampf der Selbstverleugnung. Gudemüthiger Stolz, gekränktes Ehrgefühl bäumen sich ohnmächtig auf gegen die höhere, die höchste Pflicht: die deutsche Mannestreue. Und die Weltgeschichte ist gerecht.

Wie sie jede Ueberhebung, jeden Frevel endlich doch noch rächt, so süht sie endlich auch jede unverdiente Schmach. Die damals mit umwölktem Blicke dem gegen sie empörten Berlin den Rücken gewendet: die Garden, die Brandenburger, die Sausitzer und Pommern — noch ahnten sie nicht, daß aus jener Saat des Blutes und der Schmerzen ihnen dereinst eine Ernte des herrlichsten Ruhmes ersprießen würde. Noch leuchtete vor ihrem umflorten Auge nicht das Zukunftsbild, die Viktoria, auf dem hohen Siegesdenkmal über den Eichen des Thiergartens schwebend. Dieselbe Straße, die sie damals so traurig gewandelt, sie schmückte sich später für sie wie eine Braut in frischer Blumenpracht mit unverwelklichen Kränzen, vom begeisterten Danke der Hauptstadt den Ueberwindern von Aßen, den Siegern von Sadowa, den Helden von Sedan gewunden — die damalige Marterstraße verwandelt zur stolzesten Triumphbahn, die je eines preußischen, eines deutschen Kriegers Fuß durchschritten hat.

Ewig denkwürdig wird jedem Augenzeugen der Anblick Berlins nach jenem Abzuge der Truppen bleiben. Wie nach geöffnetem Wehre der gehemimte Gießbach donnernd und schäumend in das in die Felsen gegrabene Bett hinabstürzt, so wälzte sich nun in unbeschreiblichem Wogen und Tosen die Volksmenge über die Barrikaden und brauste in neuen, immer neuen Massen aus allen Winkeln Berlins dem Schlosse zu. Von der Königsstraße her, vom Hake'schen Markte, vom Petri-Platze, aus der Friedrichs-, aus der Dorotheen-Stadt ziehen langgestreckte, ganz unübersehbare Reihen heran, Verwundete und Sterbende tragend, um sie im Souterrain und in den Brunnsälen

des Schlosses zu betten, wohin ein Frauenherz voll Sehnsucht nach Versöhnung sie ruft, wo liebevolle Pflege ihrer wartet. Doch voran, noch erhitzt von dem Kampfe, nicht gewöhnt an Selbstbeherrschung, an Zähmung der einmal zur Wildheit entfesselten Leidenschaften, trunken, zu jeder Gewaltthat, zu jeder Rohheit ohnehin stets allzu bereit — voran stürmt unter wildem Gejauchze, in chaotischem Getümmel der Pöbel, die Hefe jeder Hauptstadt, jene Hefe der Menschheit, die ja leider noch im Schooße aller dicht bevölkerten Orte unter äußerem Glanze und Firnisse pestaushauchend den unheimlich dunklen Untergrund der Gesellschaft bildet und bei jedem die Tiefen aufwühlenden Sturme auf die Oberfläche gespült wird. Mit Blut bespritzt, Mordwerkzeuge jeder Art, neben Feuerwaffen verschiedener Construction Aexte, und andere Eisenwerkzeuge, riesige Stangen mit Bajonnet und Sense, mit Zinken und Haken, Rappiren und Säbel, kurz, das mannigfaltigste Gewaffe aus der Vordäter Hausrath in schwieligen Händen schwingend, bekleidet mit verschliffener Toppe, mit zer-rissener Blouse, mit erbeuteten Uniformstücken, gräßlich verstümmelte Leichen mit sich schleppend, so rückt näher und näher dieser entsetzliche Vortrab. Und schon hat der wirre und wüste Haufen das Schloß erreicht und umzingelt; schon ergießt er sich vom Lustgarten, vom Schloßplaze aus in die hochgewölbten Portale.

Warum aber stockt plötzlich die reißend schnelle Bewegung der Menge, warum staut sich der entfesselte Strom? Verstummt auf eine Sekunde ist das ohrzerreißende grausige Getöse; Niemand will glauben, was er sieht, wie auf ein Trugbild starren die zweifelnden Blicke! Doch nur einen

Augenblick — und vorwärts drängen die Massen; ein wildes Gekreisch aus tausend und aber tausend Kehlen, Wuth- und Hohngeschrei durchschallt, von dem Gewölbe zurückgeworfen und in den inneren Höfen des Schlosses verhallend, unheilverkündend die Lüfte.

In der Passage des Schlosses, nach dem Schloßplaze zu, vor der großen Treppe, die nach den Gemächern führt, in denen die Königliche Familie weilte, stand, Gewehr bei Fuß, in zwei Reihen geordnet, die Schloßwache vom Kaiser Franz Grenadier-Regiment, von einem Premierlieutenant befehligt, einem „Jüngling, näher dem Manne“, der später und noch bis vor kurzer Zeit (es handelt sich hier um die zweite Hälfte der siebziger Jahre) als General eine einflußreiche Stellung bekleidete. War bei der Ueberstürzung, der überwältigenden, schnellen Aufeinanderfolge der Ereignisse, während des Abzuges der Truppen die Ablösung der Wache übersehen und vergessen worden? Oder verstieg sich die Verblendung, der Wahnwitz irgend eines subalternen Geistes bis zu dem Grade, die verkehrteste aller Maßregeln anzuordnen, die in diesem Augenblicke denkbar war?

Mag dem sein, wie ihm wolle; die Thatsache bleibt dieselbe. Nicht abgelöst, ohne jede Ordre standen die letzten dreißig Mann der Berliner Garnison vor der Treppe, die zu den Gemächern des Königs führt, und in hochfluthender Brandung stieß nun auf die kleine Schaar die leidenschaftentflammte, von blutigem Kampfe noch glühende, dem allerrohesten Haufen angehörende Masse. Ein Tropfen Blutes an dieser Stelle, in diesem Augenblicke vergossen — kaum auszudenken ist die Kette der ungeheuren Folgen,

welche dann ganz nothwendig hätten eintreten müssen. Und das Bewußtsein der schweren Verantwortung, die ein fürchterliches Verhängniß auf seine Schultern gewälzt, prägte sich aus in der entschlossenen energischen Haltung, der gewaltsam erzwungenen Ruhe jenes kommandirenden jungen Offiziers. Regungslos wie eine Bildsäule stand er da, regungslos seine kleine Mannschaft. Auszuharren auf dem ihm anvertrauten Posten heißt das Gesetz, befiehlt ihm die Pflicht, gebietet ihm die Ehre, und auszuharren war er gewillt bis zum letzten und äußersten Moment. Die düster zusammengezogenen Brauen, das entschlossen blickende Auge sprechen eine nicht mißzudeutende Sprache: nicht als Lebender wird er ohne Ordre seinen Vorgesetzten vom Platze weichen; nur über seine Leiche geht der Weg.

Einem gewaltig tragischen Loose scheint das Geschick den Pflichtgetreuen weihen zu wollen. Stürzte die drohend und durch den Nachschub immer drohender anschwellende und andrängende, von den edleren Elementen der Bürgerschaft wenig oder kaum durchsetzte, geschweige denn geleitete Rotte auf ihn und seine kleine Schaar, so durfte er diesem feindlichen Angriffe nicht tapfere Gegenwehr entgegen stemmen, nicht in männlichem Kampfe sein Leben theuer verkaufen — morden, ruhmlos hinschlachten mußte er sich lassen, ohne nur die Hand zum Widerstande regen zu dürfen, wenn er nicht die von Neuem entfesselte Furie zu sinnloser Wuth, zu den entsetzlichsten Thaten reizen wollte. Stand er doch an den Stufen des Thrones — eine landläufige Phrase, die hier zur prägnantesten, inhaltsschwersten Wahrheit und Wirklichkeit ward in des Wortes verwegenster Bedeutung. An den Stufen des Thrones stand er im

Vollbewußtsein der auf ihm lastenden Aufgabe, mit klarem Blicke die verhängnißvolle Situation überschauend. Doch wird das dem Vaterlande in einem schrecklichen Momente dargebrachte Opfer nicht vergebens gebracht sein? Wird die kleine ihm untergebene Schaar sein Beispiel zum Muster nehmen, sie, die ohne umfassenden Ueberblick über die furchtbar nahe Katastrophe nur dem natürlichen Instinkte, dem von den Umständen ausgehenden Anstoße zu folgen bereit, nur allzu bereit erscheint? — Und näher, immer näher rückt der entscheidende Augenblick.

Mit Schimpf- und Schmähreden der rohesten Art, mit pantomimischen und handgreiflichen Insulten wird der Soldat überschüttet, gehöhnt und gereizt. Ein Kerl mit einer Drehorgel, confiscirtem Gesichts, zerlumpter Kleidung und zerlappter Befilzung, pflanzt sich dicht vor den Lieutenant und intonirt mit kläglichem Gezeter: „Ach, du lieber Augustin — Alles ist weg — Alles ist weg.“ Dem stürmischen Ausbruch höllischen Gejodels und Gejubels folgen minder harmlose Herausforderungen: „Haut ihnen die Helme herunter! Hinaus mit den Tagedieben! Nieder mit den Mordgesellen!“ Und den Drohungen folgt endlich die That. Ein Mensch von athletischem Körperbau, mit rußigem Antlitz und blutender Armwunde, seines Zeichens ein Schlosser oder Schmied, springt aus dem immer enger, immer unentwirrbarer sich schürzenden Knäuel hervor und führt mit hochgeschwungener Eisenstange einen gewaltigen Schlag auf den Helm eines Grenadiers. Der Getroffene wankt, hält sich aber mannhaft aufrecht. Die Gewehrkolben rasseln auf den steinernen Quadern; ein unheil-schweres Gemurmel pflanzt sich fort durch die Reihen der

Soldaten — doch ein Blick auf den Offizier, und vor eiserner Disciplin sich beugend, steht Gewehr bei Fuß, straff und stramm und lautlos die Schaar. Von diesem passiven, jedenfalls als Furcht gedeuteten Widerstande mehr und mehr zu Uebermuth, zu frecher Gewaltthat aufgestachelt, schreitet die hier ganz sich selber überlassene, jeder verständigen und humanen Führung entbehrende Pöbelrotte zu gemeinsamem Angriff. Doch nicht von den Waffen macht sie Gebrauch, die vielgestaltig in Aller Händen bligen; es waltet doch ein dumpfes Gefühl in diesen Menschen von der ehrlosen That, nach Schluß des Friedens mit ungeheurer Uebermacht den ruhig dastehenden Gegner vergewaltigen zu wollen. Aber zu derjenigen Waffe greifen sie, die der Straßenbube zur Hand nimmt, um sich in Verlegenheiten Luft zu machen: Ein Hagel von Steinen, nicht gerade großen Calibers, prasselt auf die Soldaten. Er richtet nicht viel Unheil an. Doch ein gewaltiger Brellstein rollt über den Estrich und trifft und zerquetscht den Fuß des Officiers. Von grimmem Schmerze übermannt, taumelt er zurück; einer Ohnmacht nahe — die Natur ist stärker, als der herrische Wille — lehnt er sich, der Stütze bedürftig, an eine Sandsteinsäule, um nicht haltungslos zusammenzubrechen. Und die Grenadiere? Hellrother Zorn zerbricht den Hemmschuh militärischen Ordreabwartens; ohne Commando, doch wie auf Commando avanciren, ihren Führer deckend, die Reihen. Es erheben sich die Flinten; es knacken die Hähne; an die Schulter fliegen die Kolben — noch ein Augenblick, und im Innern des Schlosses, an den Stufen des Thrones entzündet sich die wilde Gluth des gräßlichen Kampfes, dessen Ausgang kaum

zweifelhaft war, dessen Folgen für Preußens Geschichte unabsehbar sein mußten.

Da — in dem Moment der höchsten, der äußersten Noth löste ein glücklicher Zufall friedlich den auf die Spitze getriebenen Conflict. Mit raschem, dröhnendem Schritte naht von der Kurfürstenbrücke her eine zahlreiche Colonne neu bewaffneter Bürger, schwenkt in das Portal und schiebt sich wie ein Keil zwischen die kampfbereiten Parteien. Es war dies die erste That der Berliner Bürgerwehr; der bürgerliche Liberalismus trat auf den Schauplatz und bewährte seinen unbeugsamen Ordnungs- und Edelsinn. Fast gleichzeitig mit diesen Kotten traf die Ordre ein zum Abzuge „der Letzten vom Regiment.“ Die Geschichte jener Tage blieb mithin davor bewahrt, mit blutigem Griffel auch den Morgen des 19. März in ihren Annalen zu verzeichnen.

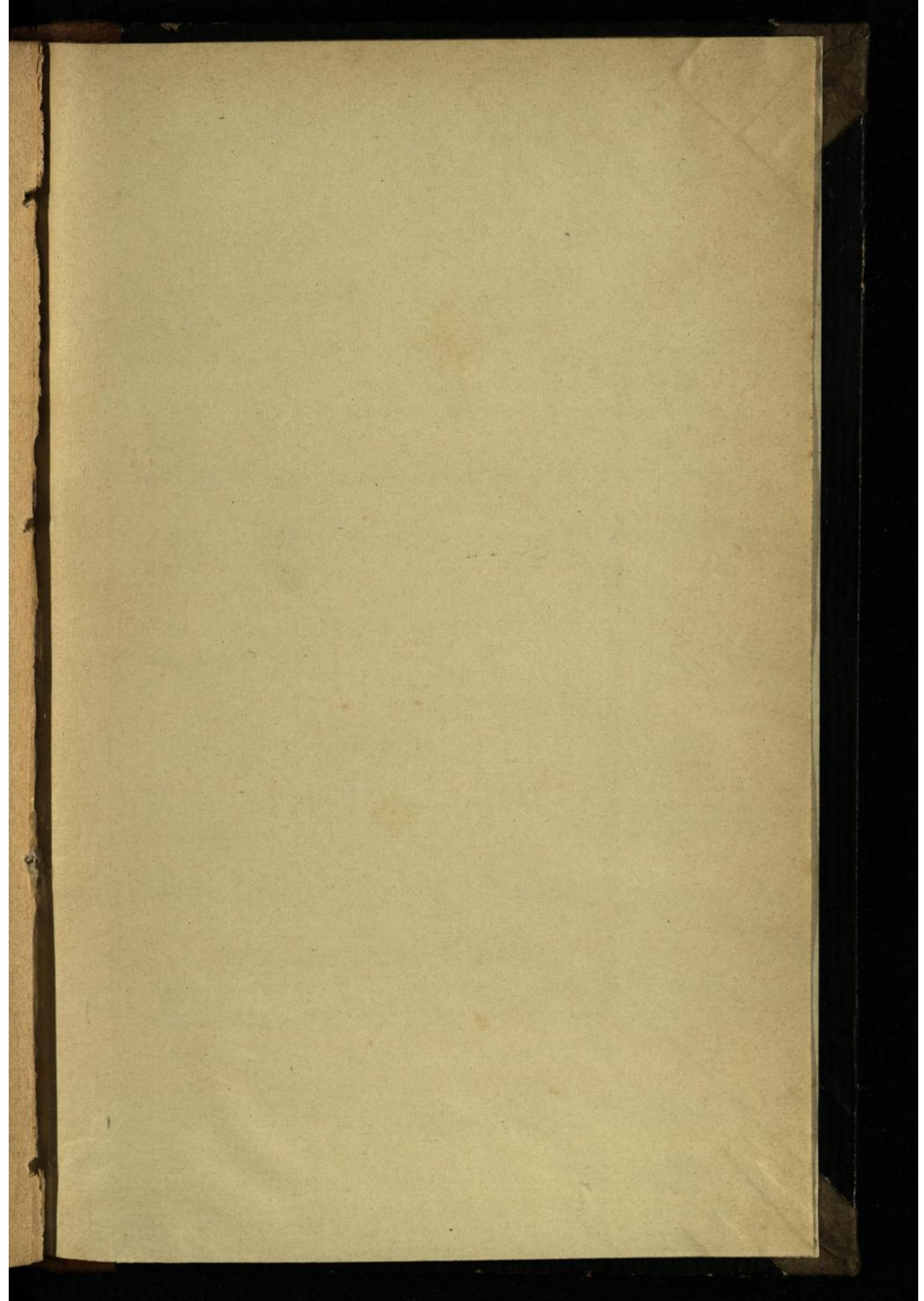
Mit dem Scheiden dieser „Letzten vom Regiment“ schloß sich das Grab über der alten Zeit; die Aera thatkräftigen Ringens, freier staatlicher Entwicklung begann. Mit neu erstarktem Selbstgefühl, mit stolzfreudigem Blicke in eine sonnenhelle Zukunft scharrt sich, wachthaltend, um die Stufen des Thrones — die erste Bürgerwehr. — —

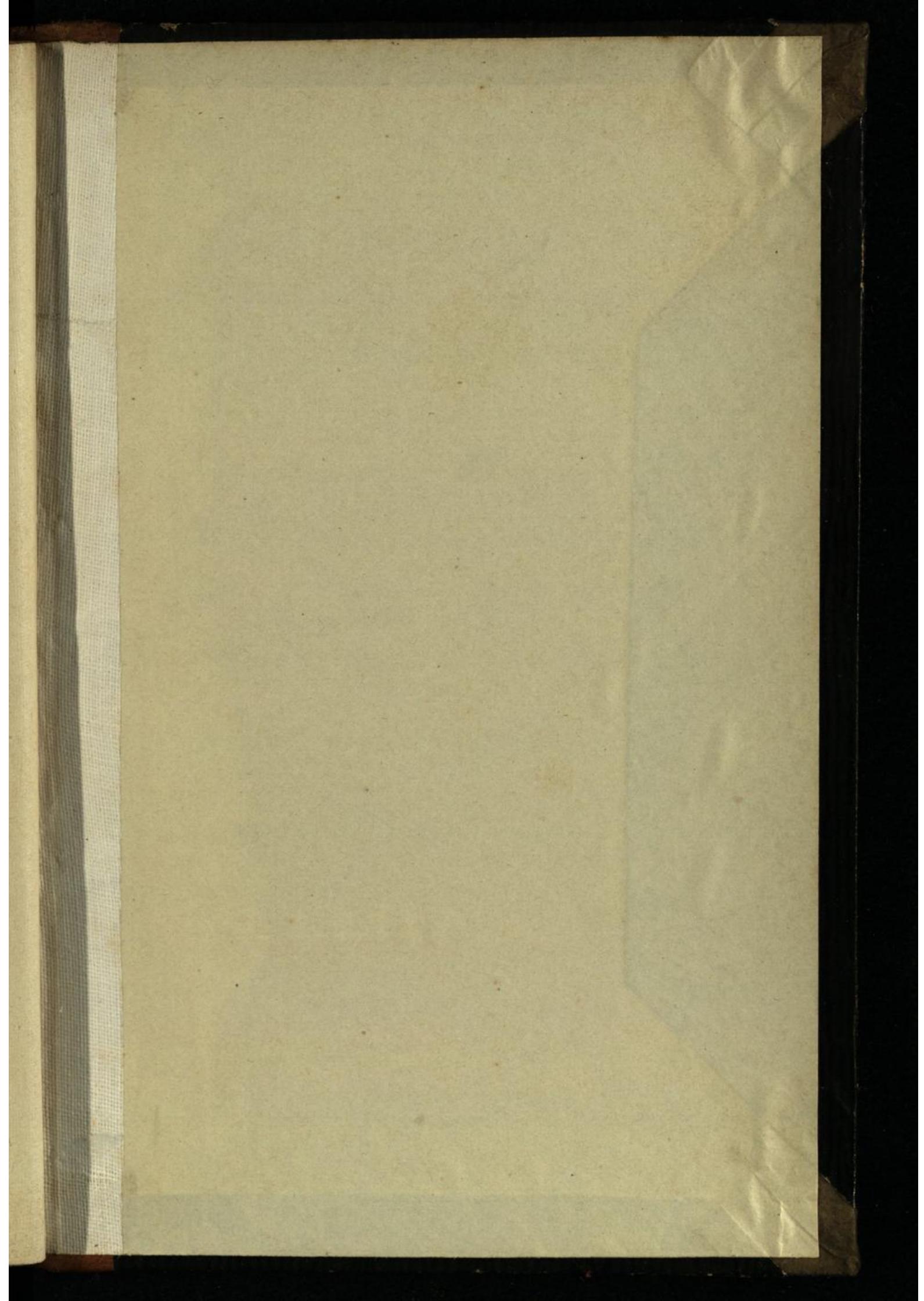
*

*

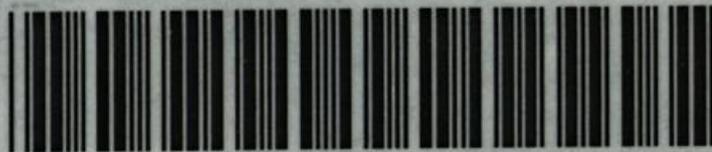
*

Ich schließe meine Betrachtungen, nachdem ich die mir gestellten Fragen nach bestem Wissen und Vermögen beantwortet habe, unter Hinweis auf die Hypothese, die Feuchtersleben in seiner herzerquickenden „Diätetik der Seele“ aufstellt. „Leiden sich als Prüfungen vorzustellen, bleibt ewig der schönste und fruchtbarste Anthropomorphismus. Er macht uns sittlich und giebt uns Kraft.“





Universitätsbibliothek Potsdam



07969098